

# Soziologie

## Aus dem Inhalt

- Oliver Römer, Ina Alber-Armenat:  
*Die ›verspätete Wissenschaft‹*
- Manuela Boatcă, Sina Farzin, Julian Go:  
*E-Mail-Debate: Postcolonialism and Sociology*
- Nina Baur, Hubert Knoblauch:  
*Die Interpretativität des Quantitativen*
- Hans-Peter Müller:  
*Soziologie und ihre Forschungsgestalt*
- Ludger Pries:  
*Die Akademie für Soziologie und das Hornberger Schießen*
- Great Transformation  
*Themenpapier zur Doppelkonferenz der DFG-Kollegforscher\_innengruppe »Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung« und der DGS in Jena*

# SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 4 • 2018

*Herausgeberin im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Prof. Dr. Sina Farzin (verantwortlich im Sinne des Presserechts)

*Redaktion:* Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig, Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/97 35 648 (Redaktion) oder 040/42 83 82 549 (Sina Farzin)

*Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund, Institut für Soziologie, Emil-Figge-Straße 50, D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@kwi-nrw.de, Tel.: 0231/75 57 135

*Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Dr. Sonja Schnitzler (Leitung), DGS c/o Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße 31, D-45128 Essen, E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax: 0201/7204111

*Schatzmeister der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Prof. Dr. Dariusz Zifonun, Philipps-Universität Marburg, Institut für Soziologie, Ketzlerbach 11, D-35032 Marburg, E-Mail: dariusz.zifonun@staff.uni-marburg.de, Tel.: 06421/28 24 589

*Aufnahmeanträge für die DGS-Mitgliedschaft und weitere Informationen unter [www.sociologie.de](http://www.sociologie.de)*

Die Zeitschrift *Soziologie* erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals.

Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst über EBSCO Sociology Source Ultimate sowie in den CSA Sociological Abstracts und dem Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS, beide erreichbar über Gesis – Sowiprot ([sowiprot.gesis.org](http://sowiprot.gesis.org)).

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, D-60486 Frankfurt am Main, [www.campus.de](http://www.campus.de)

*Geschäftsführung:* Marianne Rübemann

*Programmleitung:* Dr. Judith Wilke-Primavesi

*Anzeigenbetreuung:* Stefan Schöpfer, Tel.: 069/97 65 16 32, E-Mail: [schoepper@campus.de](mailto:schoepper@campus.de)

*Abonnementbetreuung:* HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice, Holzwiesenstraße 2, D-72127 Kusterdingen, E-Mail: [journals@hgv-online.de](mailto:journals@hgv-online.de), Tel.: 07071/93 53 16, Fax: -30 30

*Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:*

Jahresabonnement privat 70 €, Studierende / Emeriti 30 €

Jahresabonnement Bibliotheken / Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel)

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2017

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH

ISSN 0340-918X

# Inhalt

Editorial .....	401
-----------------	-----

## Identität und Interdisziplinarität

### **Oliver Römer, Ina Alber-Armenat**

Die »verspätete Wissenschaft« .....	403
-------------------------------------	-----

### **Manuela Boatcă, Sina Farzin, Julian Go**

E-Mail-Debate: Postcolonialism and Sociology .....	423
--	-----

### **Nina Baur, Hubert Knoblauch**

Die Interpretativität des Quantitativen .....	439
---	-----

### **Hans-Peter Müller**

Soziologie und ihre Forschungsgestalt .....	462
---	-----

### **Ludger Pries**

Die Akademie für Soziologie und das Hornberger Schießen .....	477
---	-----

## DGS-Nachrichten

### **Great Transformation: Die Zukunft moderner Gesellschaften**

Themenpapier zur Abschlusskonferenz der DFG-Kollegforscher_innengruppe »Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung« und 2. Regionalkonferenz der DGS in Jena .....	482
--	-----

Veränderungen in der Mitgliedschaft .....	490
---	-----

## Berichte aus den Sektionen und Arbeitskreisen

<i>Sektion</i> Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie .....	495
---	-----

<i>Sektion</i> Wissenssoziologie .....	497
--	-----

## Nachrichten aus der Soziologie

Anton Sterbling In memoriam Bálint Balla .....	501
Wolfgang Glatzer In memoriam Wolfgang Zapf .....	504
Habilitationen .....	509
Call for Papers .....	510
»We care a lot«. Zukunftsstrategien entwickeln – erproben – anwenden • Gewaltgedächtnisse • Kinder- und Jugendreisen zwischen nichtalltäglichem Erlebnis und organisationaler Routine	
Autorinnen und Autoren .....	516
Abstracts .....	518
Jahresinhaltsverzeichnis 2018 .....	521

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

Im SPIEGEL Nr. 34/2018 lernte ich unlängst über den Spitzenkandidaten der hessischen SPD Thorsten Schäfer-Gümbel, dass er die Probleme der »sogenannten kleinen Leute« auf Soziologendeutsch beschreibt. Das könnte eine gute Nachricht sein, legt sie doch nahe, dass Herr Gümbel empirisch begründete Vorstellungen von der Beschaffenheit dieser Probleme und trennschärfere Begriffe als den der »kleinen Leute« zur Verfügung hat, um den inhaltlichen Herausforderungen zu begegnen, die politische Spitzenämter mit sich bringen.

Es war aber wohl anders gemeint. Die beiden Autoren des Portraits sahen gerade in diesem Soziologendeutsch ein eher bedauernswertes Problem des Kandidaten, das – gänzlich unabhängig vom konkreten Fall – ein Ärgernis für die Soziologie sein könnte.

Denn, so entnehme ich der einzigen zitierfähigen Definition, die ich finden konnte: Soziologendeutsch ist »Jargon, oft kombiniert mit Bandwurmsätzen und Hauptwörterei, vertuscht die Platitude eines Arguments, verhindert, dass man dieses überhaupt versteht, lähmt so die mögliche Kritik und verspricht zugleich eine geistige Tiefe, die nicht vorhanden ist.«<sup>1</sup> Keine Auskunft gibt der Text zu der Frage, warum ausgerechnet der Soziologie die Ehre zuteilwurde, Namensgeberin für ein derart scharfes rhetorisches Schwert zu sein. Der Vorwurf, einen »Jargon« zu pflegen, traf ja zunächst vor allem das philosophische Schreiben und wurde im »Jargon der Eigentlichkeit« von Theodor W. Adorno zu einer umfassenden ideologie- und sprachkritischen Auseinandersetzung verdichtet. Noch weniger einleuchten will mir die Schlussfolgerung, andere Disziplinen, denken wir an die Physik oder die Medizin, kämen mit weniger Substantivierungen zur Erfassung und Beschreibung ihrer Gegenstände aus. Oder per se mit weniger Kommata. Anders als im Fall der Soziologie scheint man hier aber gewillt zu sein, die für Nicht-Eingeweihte ebenfalls kaum verständliche Fachsprache als notwendiges, weil exakteres Ausdrucksmittel hinzunehmen. Das alles soll nicht heißen, dass in einigen soziologischen Texten

---

1 Walter Krämer 1999, Wie schreibe ich eine Seminar- oder Examensarbeit? Frankfurt am Main: Campus, S. 159.

nicht manchmal einfacher oder klarer formuliert werden könnte – aber auch das halte ich nicht für ein Alleinstellungsmerkmal soziologischen, sondern letztendlich jeglichen wissenschaftlichen Schreibens. Das Soziologendeutsch zumindest, das ich kenne und schätze, gewinnt ja gerade aus der Differenz zur Alltagssprache seine begriffliche Klarheit – nicht nur aber eben auch bei der Thematisierung vorgeblich alltäglicher Phänomene. Nun ja, ich fürchte, die wenig schmeichelhafte Fremdzuschreibung werden wir als Disziplin nicht so schnell wieder los. Da hilft im Zweifelsfall nur Selbstaufklärung: Beiträge zur Semantik oder Begriffsgeschichte des unerfreulichen Terminus nehmen wir gerne für unsere Rubrik »Soziologie in der Öffentlichkeit« entgegen.

Und wer sein aktives Soziologendeutsch im besten Sinne intensiv pflegen möchte, ist sicher Ende September in Göttingen auf dem DGS Kongress am richtigen Ort. Zur Einstimmung finden Sie im vorliegenden Heft einen Beitrag zur Geschichte der Soziologie in Göttingen von Ina Alber-Armenat und Oliver Römer. Vielleicht sehen wir uns dann ja dort auf ein paar Sätze SoziologInnendeutsch? Das wäre schön!

Herzlich, Ihre  
Sina Farzin

# Die »verspätete« Wissenschaft

## Grundzüge einer Wissenschaftsgeschichte der Göttinger Soziologie<sup>1</sup>

*Oliver Römer, Ina Alber-Armenat*

Im Herbst 2017 drehte das Göttinger Institut für Soziologie einen kleinen Imagefilm, um das Fach für Studieninteressierte vorzustellen. Dazu befragten zwei Studentinnen und der Kameramann der Presseabteilung der Universität PassantInnen in der Innenstadt von Göttingen. Neben einer großen Mischung aus Ahnungslosigkeit, Verwechslung mit Sozialarbeit und -pädagogik und der Aussage, Soziologie habe irgendwas mit Gesellschaft zu tun, gab es durchaus auch Befragte, die auf das Analyse- und Weltverbesserungspotenzial von Soziologie und der ihr verwandten Politikwissenschaft hinwiesen. Niemand war aber dabei, die oder der von den spezifischen Fachtraditionen Göttingens, von Hans Paul Bahrds Stadt- oder Industrie-soziologie oder Helmuth Plessners Philosophischer Anthropologie sprach.

Zugegebenermaßen ist die Zeit vorbei, in der die Soziologie als ein keineswegs auf ihren akademischen Radius beschränktes »Modelfach« wahrgenommen wurde. Während etwa Plessners politisch-soziologische Analyse der »Verspäteten Nation« (1959) und Bahrds Buch über »Die moderne Großstadt« (1961) schon früh hohe vierstelligen Auflagenzahlen erreichten und wesentlich zum intellektuellen Selbstverständnis der jungen Bundesrepublik

---

<sup>1</sup> Dieser Beitrag ist eine gekürzte, leicht überarbeitete Version der Einleitung zu unserem Sammelband »Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Geschichte, Entwicklungen, Perspektiven« (Römer, Alber-Armenat 2018). Wir danken Springer VS für die freundliche Genehmigung dieser Veröffentlichung. Für Hinweise zu diesem Text bedanken wir uns bei Stephan Moebius und Gerhard Schäfer.

beitragen, warten die inzwischen vergilbten Exemplare dieser soziologischen Bestseller in der Göttinger Staats- und Universitätsbibliothek oder auf den wenigen verbliebenen Campus-Büchertischen oft vergeblich auf neue LeserInnen. Aber wäre eine solche Befragung etwa in einer Stadt wie Frankfurt am Main nicht anders ausgefallen, die seit über vier Jahrzehnten einen Theodor-W.-Adorno-Preis verleiht und in der sich sogar ein in den Naturwissenschaften beheimateter Universitätspräsident in Festansprachen den Hinweis auf die »berühmte »Frankfurter Schule« der »Kritischen Theorie« sowie die »Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler Karl Mannheim und Franz Oppenheimer« (Müller-Esterl 2014: 4) nicht verkneifen kann?<sup>2</sup> Göttingen als Universitätsstadt ist weithin bekannt, vor allem die aus den Naturwissenschaften stammenden Nobelpreisträger Anfang des 20. Jahrhunderts sorgen für weltweiten Wiedererkennungseffekt. Ein Fach wie die Soziologie ist dagegen im zeitgenössischen kollektiven Gedächtnis der Stadt trotz einiger herausragender historischer Protagonisten nicht allzu präsent.

Kann diese keineswegs repräsentative Umfrage noch als Indiz für eine vergleichsweise nachlässige universitäre und städtische Traditionspflege gewertet werden,<sup>3</sup> so fällt auch auf, dass eine Wissenschaftsgeschichte der Göttinger Soziologie – im Gegensatz zu anderen mehr oder weniger bedeutenden Standorten in der Bundesrepublik wie etwa Köln, Frankfurt am Main, Hamburg, Dortmund/Münster, Heidelberg, aber auch Marburg, Jena oder Freiburg – bisher bestenfalls verstreut und in Ansätzen vorliegt.<sup>4</sup> Dass hierin ein erhebliches Desiderat liegen könnte, hat zuletzt Joachim Fischer (2015) in seiner zugespitzten Lesart der Geschichte der westdeutschen Soziologie herausgearbeitet. Seine im Kern paradigmatische Lesart, die auf den soziologischen Aktualitätswert einer bestimmten soziologischen Denktradition – nämlich der Philosophischen Anthropologie – zielt, bedarf wissenschaftshistorischer Konkretisierungen (vgl. Becker 2017; Dörk 2017; Römer 2017). Nicht zuletzt der 39. Kongress der Deutschen Gesell-

2 Es soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, dass es – neben Helmuth Plessner, der Anfang der 1960er Jahre kurzzeitig Rektor an Georgia Augusta war – mit Horst Kern ein Soziologe bis zum Universitätspräsidenten gebracht hat. Seine stets soziologisch fundierten programmatischen Überlegungen zur Hochschulpolitik und -entwicklung können unter [www.uni-goettingen.de/de/912.html](http://www.uni-goettingen.de/de/912.html) eingesehen werden.

3 Ein gut dotierter Helmuth Plessner-Preis wird seit einigen Jahren eben nicht von der Stadt Göttingen, in der Plessner gelehrt und studiert hat, sondern von seiner Geburtsstadt Wiesbaden vergeben.

4 Ein erster Versuch, diese Lücke zu schließen, ist der oben bereits erwähnte Sammelband »Erkundungen im Historischen«. Seine Beiträge bilden zugleich eine wichtige Grundlage für diese kleine Skizze der Göttinger Soziologieentwicklung.

schaft für Soziologie, der im September 2018 erstmals in Göttingen stattfindet, wird so zum Anlass für die Frage: Gibt es so etwas wie eine Tradition *der* Göttinger Soziologie? Und wenn ja: Wie lässt sie sich wissenschaftshistorisch fassen? Und worin könnte ihr Aktualitätswert bestehen? Das bescheidene Ziel dieses Beitrages ist es, Hinweise für eine noch ausstehende Beantwortung zu geben.

## Soziologische (Denk-)Schulen

Fragt man, wie sich die hier zur Disposition stehende Rede von *der* Göttinger Soziologie rechtfertigen und Lichte heterogener lokaler Fachgeschichten in die Wissenschaftsgeschichte einer Disziplin integrieren lässt, so bieten zeitgenössische wissenschaftshistorische Untersuchungen zur Herausbildung *soziologischer (Denk-)Schulen* einen vielversprechenden methodologischen Ansatzpunkt (vgl. Peter 2015; Moebius 2018). Quer zu den an sachlichen Problemen und Fragen orientierten einzelwissenschaftlichen Spezialisierungen – etwa den sogenannten Bindestrich-Soziologien – können nämlich (Denk-)Schulen als soziale Differenzierungsformen lokalisiert werden, die bereits mit der beginnenden akademischen Etablierung der Soziologie in Deutschland seit der Zeit der Weimarer Republik immer deutlicher entlang von Universitätsstandorten verlaufen und für deutlich unterscheidbare programmatische Zugänge zur Soziologie stehen (vgl. Stölting 1986).

Der Begriff der (Denk-)Schule wird in der wissenschaftshistorischen Forschung aus guten Gründen als eine idealtypische ex-post-Zuschreibung behandelt: Sogar exponierte und im öffentlichen Bewusstsein präzente wissenschaftliche Denk-, Diskussions- und Arbeitszusammenhänge wie die »Frankfurter Schule« verstehen sich bestenfalls zu bestimmten Zeitpunkten als Schulen (vgl. Demirović 1999). Ferner ähneln (Denk-)Schulen einem generational gestuften »Familienzusammenhang« – ein Merkmal, das nicht zuletzt durch das speziell in den Geisteswissenschaften zum Teil bis heute vorherrschende personale »Meister-Gesellen-Prinzip« in Forschung und Lehre gestützt wird. Ihre Existenz, die soziologisch durch »ein oder mehrere Schuloberhäupter, eine »paradigmatische« Lehre bzw. ein Programm, eine Zeitschrift und eine sich mit der Lehre identifizierende oder in die Lehre initiierte Schülerschaft mit diffundierender Wirkung« (Moebius 2018: 257) festgemacht werden kann, wird so auch Zeugnis einer grundlegenden

Vermachtung des universitären Betriebes: Schulen integrieren einerseits kognitive und institutionelle Funktionen von Wissenschaft. Sie vereinfachen die Verfestigung einer bestimmten wissenschaftlichen Lehre, mutieren jedoch andererseits im Zuge ihrer Durchsetzung und Diffusion nicht selten zu akademischen »Cliques« und »Netzwerken«, die sachlich-wissenschaftliche Differenzierungsformen mit sozialen Schließungseffekten überlagern (vgl. Mills 2016: 157 ff.).

(Denk-)Schulen zeugen also davon, dass ein normatives Ideal verallgemeinerbarer wissenschaftlicher Wahrheit von einer Struktur der Parteilichkeit durchzogen bleibt. Sie sind stets mit der Paradoxie konfrontiert, diese Parteilichkeit nur im Rückgriff auf eine überparteiliche, weil »wahre« und »allgemeine Lehre« rechtfertigen zu können (vgl. hierzu auch Mannheim 1964). Einerseits schaffen (Denk-)Schulen kontinuierliche wissenschaftliche Orientierungen und erweisen sich insofern als produktiv für die Verfestigung einer Disziplin, »verschleiern« aber andererseits, dass sie keineswegs die Disziplin »an sich« repräsentieren.

Wie etwa Helmuth Plessner gesehen hat, schwankt der »Fortschritt« der modernen Wissenschaften vor diesem Hintergrund zwischen einem »Bekanntnis« zu vorhandenen Lehrmeinungen und der Erschließung neuer wissenschaftlicher Arbeitsfelder:

»Der Privatdozent kann das Wagnis [der universitären Laufbahn, Anm. d. Verf.] verringern und seine Chancen vergrößern, indem er sich entweder einem oder mehreren offiziellen Fachvertretern attachiert (ihre Arbeiten fortsetzt usw.), das heißt in Schülerstellung als Geselle des Meisters, als Glied einer Schule verharrt – und hier haben wir den soziologischen Grund für Schulbildungen an Universitäten –, oder indem er eine neue Wissenschaft mit eigenem Gebiet und eigener Methode zu begründen versucht.« (Plessner 1985b: 24)

Der Umstand, dass diese Überlegungen nicht zufällig in den 1920er Jahren entstanden sind – einer Zeit also, in der sich die Soziologie neben anderen neuen Einzelwissenschaften an deutschen Universitäten zu etablieren beginnt und das bestehende Tableau wissenschaftlicher Disziplinen insgesamt ins Wanken gerät –, weist auf einen wichtigen Punkt hin: Auch die frühe akademische Soziologie beginnt keineswegs an einem historischen »Nullpunkt«, sondern entwickelt sich aus den und gegen die bestehenden Wissenschaften (vgl. Maus 1955). Den dafür notwendigen politischen Freiraum erhält sie durch die preußischen Universitätsreformen in der Frühphase der Weimarer Republik, die erstmals die Einführung von Lehrstühlen für ein Fach vorsehen, das im deutschen Kaiserreich noch mit dem So-

zialismus gleichgesetzt und dementsprechend von den Hochschulen weitgehend ferngehalten wurde (vgl. Rammstedt 1991).

Allerdings ist die Lage an den deutschen Universitäten keineswegs einheitlich: Während etwa Heidelberg Anfang des 20. Jahrhunderts das heimliche Zentrum der universitären Soziologie in Deutschland ist, diese allerdings institutionell in die Staatswissenschaften integriert (vgl. Blomert, Eßlinger, Giovannini 1997), entstehen die ersten ordentlichen Professuren für Soziologie an den neu gegründeten Universitäten in Frankfurt am Main und Köln. Hier etablieren sich auch zwei der wirksamsten soziologischen (Denk-)Schulen in Deutschland: Die Kölner Soziologie um Leopold von Wiese protegiert – vermittelt über die *Vierteljahreshefte für Soziologie*, dem historischen Vorläufer der heutigen *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* – eine von der formalen Soziologie Georg Simmels inspirierte *soziale Beziehungslehre*, die die akademische Diskussion bis in die fünfziger Jahre hinein prägt. Das ab den dreißiger Jahren von Max Horkheimer geleitete Frankfurter Institut für Sozialforschung, das sich um eine Integration von marxistischer Gesellschaftstheorie und empirischer Sozialforschung bemüht und mit dem Beginn des Nationalsozialismus ins Exil gezwungen wird, ist nach 1945 für die Konstitution der Soziologie in der Bundesrepublik bedeutend.

## Entwicklung der Soziologie in Göttingen

An der Universität Göttingen, die einen naturwissenschaftlichen Schwerpunkt hat, wird der Soziologie »ab 1920 ein bescheidener Platz eingeräumt« (Rosenbaum 1994: 287). Der gelernte Historiker Andreas Walther erhält einen Lehrauftrag, unter seiner Leitung wird ein soziologischer Apparat eingerichtet, den nach seinem Weggang nach Hamburg im Jahre 1927 zunächst der Kulturphilosoph und Simmel-Schüler Herman Schmalenbach und schließlich der mit einem Extraordinariat betraute Alfred von Martin verwaltet. Man kann die Anfänge der Göttinger Soziologie beginnend mit der versuchten Umhabilitation von Ferdinand Tönnies auf ein Extraordinariat für sozialwissenschaftliche Philosophie im Jahr 1890 bis zur Berufung Helmuth Plessners im Jahre 1952 als eine Serie von gescheiterten Gründungen rekonstruieren (vgl. Dörk, Wiezock 2018).<sup>5</sup> Ein Grund für

---

5 Wie die Beiträge in dem Band von Herrlitz und Kern (1987) zeigen, können die Anfänge der Sozialwissenschaften in Göttingen sogar noch wesentlich früher lokalisiert werden –

die relative Bedeutungslosigkeit der Soziologie ist das schwierige akademische Umfeld in Göttingen, das nach dem Zweiten Weltkrieg zwar ein hervorragendes Reservoir für »Fluchtprofessoren« aus den Grenzuniversitäten der ehemaligen deutschen Ostgebiete werden sollte (vgl. Linnemann 2002), jedoch von Anfang an nur wenig Raum für eine unter Sozialismus- und Positivismusverdacht stehende Wissenschaft wie die Soziologie bietet.

Als tendenziell hinderlich für die Entwicklung des Faches erweist sich auch seine Verortung bei den Historikern, wurden hier doch spätestens seit Heinrich von Treitschkes Polemik gegen die Soziologie vielfach »anti-soziologische« Ressentiments gepflegt (vgl. Rehberg 2010).<sup>6</sup> Dies zeigt nicht zuletzt der Weggang Andreas Walthers nach Hamburg, der – inspiriert von einer Forschungsreise in die Vereinigten Staaten und den Methoden der *Chicago School of Sociology* – erst dort zu einem »Fachsoziologen« wird und mit stadtsoziologischen Studien beginnt – ein Umstand, der ihn allerdings nicht davon abhält, sich wenig später zum Nationalsozialismus zu bekennen.

Auch unter Schmalenbach und von Martin hat das Fach einen schweren Stand. Gerade von Martin leistet in seiner Göttinger Zeit wichtige Vorarbeiten für eine Intellektuellensoziologie. Als Person repräsentiert er aber einen jener Gelehrten, deren »eigentlichen Lebensinhalt es ausmacht, sich – unabhängig von ihrem offiziellen (und dem Lebensunterhalt dienenden) Beruf – dem Geistigen, als einem persönlichen Anliegen [...] zu widmen« (von Martin 1955: 475f.). Statt sich als außerordentlicher Professor der Institutionalisierung des Faches und der eigenen wissenschaftlichen Karriere zu verschreiben, betreibt von Martin zum Ärger der Fakultät ein umfassendes geisteswissenschaftliches Privatstudium mit intensiver publizistischer Tätigkeit (vgl. Härpfer 2018). Letztlich sorgt von Martin mit dem Rücktritt von seinem Lehrauftrag im Wintersemester 1932/33 jedoch dafür, dass es in Göttingen während des Nationalsozialismus keine soziologischen Lehrveranstaltungen geben sollte.

Institutionell bleibt Soziologie in Göttingen während der Zwischenkriegszeit also weitgehend isoliert. Dies bedeutet allerdings nicht, dass es

---

im 18. Jahrhundert bereits in der von August von Schlözer begründeten Göttinger Universitätsstatistik.

<sup>6</sup> Diese Ressentiments wiederholen sich fast ein halbes Jahrhundert später während des Dissertationsverfahrens des jüngst verstorbenen Göttinger Soziologen Martin Baethge, das im Jahre 1968 (!) am Widerstand des Althistorikers Alfred Heuß scheitert. Heuß brief sich in seiner Ablehnung der Dissertation darauf, auf Gefahren aufmerksam zu machen, »die in der heutigen Soziologie manchen Tendenzen eigen sind« (Der Spiegel 1968: 47; vgl. Gottschall 2018).

quer zu den jeweiligen Fächergrenzen keine Bemühungen um die Grundlegung des Faches gab. So ist die Berufung Helmuth Plessners auf die erste ordentliche Professur für Soziologie zwar ein hochschulpolitischer Paukenschlag, weil sie gegen den Widerstand der Philosophischen Fakultät erfolgt, die den in Sachen Faschismus keineswegs unbeschriebenen Leipziger Soziologen Hans Freyer präferiert (vgl. Neumann 1998). Zugleich steht der halbjüdische »Remigrant« Plessner selbst in einer Göttinger Kontinuität, hat er dort doch zwischen 1914 und 1916 bei Edmund Husserl Philosophie studiert.

Ausgehend von Plessners Philosophischer Anthropologie lassen sich so Debatten um die Grundlegung der Soziologie rekonstruieren, die einerseits prominent in den sechziger Jahren in der Diskussion um den Rollenbegriff in den Sozialwissenschaften ausgetragen werden (vgl. Fischer 2010), andererseits bis in die Göttinger Diskussionen der zwanziger Jahre zurückreichen, in deren Zentrum der Philosoph und Dilthey-Schüler Georg Misch steht (vgl. Weingarten 2018). Im Göttingen der Nachkriegszeit festigt sich vor diesem Hintergrund ein bestimmter »unorthodoxe[r]« (Plessner 1985a: 337) Typus von Soziologie. Gegen die sich abzeichnenden disziplinären Schließungen der Soziologie, die insbesondere von René König in Köln und Helmut Schelsky in Hamburg bzw. Münster aus ganz unterschiedlichen Motiven vorangetrieben werden (vgl. Moebius 2015; Schäfer 2014), bleibt Plessner ein »Disziplinentänzer« (Carola Dietze) bzw. ein gegen den eigenen Willen zur Soziologie berufener »Philosoph, kein Datenerheber oder Meinungsbefrager« (von Krockow 2015: 145). Der Plessner-Schüler Christian von Ferber äußert sich über seine sozialwissenschaftliche Ausbildung in Göttingen folgendermaßen:

»Die Erfahrung, daß Wissenschaft mehr ist als der Erwerb methodischer und theoretischer Kompetenz in einem Spezialgebiet, die Skepsis gegenüber allen Aussagen, die keinen Bezug zur primär erfahrbaren Wirklichkeit herstellen können, das Wissen darum, daß Wissenschaft auf Werte menschlichen Zusammenlebens bezogen ist, sie auszulegen und zu verwirklichen bestrebt sein muß – diese Orientierungen haben sich mir in diesen Jahren ausgebildet und gefestigt. In meinem philosophischen Studium bei Nicolai Hartmann und später dann bei Josef König und Helmuth Plessner fand ich diese Orientierung an der Phänomenologie ausgehend von Edmund Husserl begründet. Die Phänomenologie, nicht als philosophische Spezialdisziplin, sondern als kritische Gegen- und Prüfinstanz der »positiven« Wissenschaften ebenso wie als Vertrauen auf den gesunden Menschenverstand, ist auch die Grundlage meines Verständnisses von Soziologie geworden und geblieben.« (von Ferber 1998: 110)

Plessner kann vor diesem wissenschaftlich-intellektuellen Hintergrund einem weitgespannten Netzwerk Philosophischer Anthropologie zugeordnet werden, das zwar über ein Zentrum in Göttingen verfügt, sich jedoch »ortsplural« über die Bundesrepublik erstreckt (vgl. Fischer 2015). Seine Präsidentschaften in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und der Deutschen Gesellschaft für Philosophie befördern ihn spät an die »Schaltstellen der Universitätspolitik« (Dietze 2006: 442 ff.). Er regt ferner mit der Untersuchung »Zur Lage der deutschen Hochschullehrer« (1952–1956) eine der wichtigsten empirischen Untersuchungen der deutschen Nachkriegssoziologie an (Plessner 1956; vgl. Römer, Schäfer 2018).

Vergleicht man Plessners Wirken in Göttingen jedoch etwa mit den drei in der Geschichtsschreibung der deutschen Nachkriegssoziologie dominierenden »großen« Schulen in Köln (König), Frankfurt am Main (Adorno und Horkheimer) sowie Hamburg bzw. Münster (Schelsky), so bleiben die diffundierenden Wirkungen seines Denkens zumindest fraglich. Zwar verfasst Plessner nach dem Zweiten Weltkrieg eine Fülle von kleineren soziologischen Arbeiten und kann so in Teilen jene »nachholende« Wirkung entfalten, die ihm aufgrund des Exils lange verwehrt blieb (Dietze 2006: 351 ff.). Es ist jedoch auffällig, dass die Göttinger Soziologie unter Plessner im Gegensatz zu den »großen« Schulen weder Methodenmanuale noch Einführungsbücher in die Disziplin hervorbringt, die einen eigenständigen Typus von Soziologie nach außen hin sichtbar machen könnten: Plessner selbst arbeitet bezeichnenderweise 1958 am »Fischer-Lexikon Philosophie« mit. In dem von René König im selben Jahr erstmals herausgegebenen auf-lagenstarken »Fischer-Lexikon Soziologie« sowie in den meisten anderen gängigen soziologischen Lexika und Handbüchern sind Beiträge Göttinger SoziologInnen jedoch unterrepräsentiert oder fehlen völlig.

Ein Grund hierfür ist sicherlich Plessners eigener Zugang zur Soziologie: Er betreibt sie als *eine* Wissenschaft *vom Menschen*, die in einen umfassenderen Rahmen *philosophisch-anthropologischer* Begründungen eingepasst ist. Diese Perspektive hilft einerseits dabei, dass etwa längst totgesagte Traditionen der philosophisch orientierten Weimarer Kultursoziologie im Göttingen der 1950er Jahre ein unzeitgemäßes Nachleben führen können. Andererseits steht die Ausdifferenzierung der Soziologie als eigenständige Fachwissenschaft unter dem ständigen Vorbehalt, dass soziologische Kategorien einer über sie hinausweisenden philosophischen Reflexion bedürftig bleiben und ihre Fundierung gerade nicht im Rahmen einer Fachwissenschaft geleistet werden kann, die »nichts als Soziologie ist« (König 1967: 8).

Plessners ehemalige Schüler und Mitarbeiter arbeiten zwar an den soziologischen Themen weiter, die ihn in der Nachkriegsperiode beschäftigten, gehen dabei allerdings häufig eigene Wege oder werden gar zu entschiedenen Kritikern. Bestes Beispiel hierfür ist der inzwischen fast vergessene Berliner Bildungsforscher und Religionssoziologe Dietrich Goldschmidt (vgl. Becker 2018).

Dass der Autor von »Grenzen der Gemeinschaft« (Plessner 2002) gerade nicht als ein soziologischer Schulgründer zu bezeichnen ist und bezogen auf die westdeutsche Nachkriegssoziologie von Göttingen bestenfalls als einem »regionalen Zentrum« (Moebius 2018) der Fachentwicklung gesprochen werden kann, interpretiert Plessner selbst als eine bewusste, eigenen politisch-biographischen Erfahrungen geschuldete Entscheidung: »Nur verführen Schulen zur Fixierung auf Lehrmeinungen und Ideologien, um nicht zu sagen: Heilslehren. Und davon hatten wir schon genug.« (Plessner 1985a: 341)

Mit seinen Schülern pflegt Plessner eine primär politisch-intellektuell motivierte Diskussion, die über ähnlich gelagerte wissenschaftliche Auffassungen hinaus insbesondere durch die Tatsache zusammengehalten wird, dass sich hier »aus der Bahn geratene Existenzen und Außenseiter« (von Krockow 2005: 148) treffen: eine Mischung aus einst politisch verfolgten jüdischen oder heimatvertriebenen, oft adeligen Wissenschaftlern, die – enttäuscht in ihrem deutschen Patriotismus – durch die politischen Umstände des Nationalsozialismus und seines untergründigen Fortwirkens im Milieu der Göttinger Universität in der Nachkriegszeit zusammengeführt werden (vgl. Dietze 2001).

Jenseits des sehr spezifischen Wirkens Plessners existieren allerdings im Göttingen der Nachkriegszeit weiterhin objektive Hemmnisse für eine tiefgreifendere Institutionalisierung des Faches. Eine Expansion nach dem Vorbild der in den 1950er Jahre führenden sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitute in Köln, Frankfurt und Dortmund wird durch eine institutionelle Begrenzung auf ein kleines universitäres Seminar verhindert, das in einem alten, baufälligen Pferdestall in der Göttinger Innenstadt untergebracht ist. Im Gegensatz zu den großen Soziologieinstituten in der Bundesrepublik stellt Göttingen das Studium auch nicht auf das sich Mitte der 1950er Jahre durchsetzende Diplom um, so dass die Soziologie entweder als Nebenfachdisziplin studiert oder aufwendig mit einer Promotion abgeschlossen werden muss.

Erst nach dem Weggang Plessners aus Göttingen im Jahre 1962 ändert sich Grundsätzliches. Als seinen Nachfolger beruft die Fakultät mit Hans Paul Bahrtd wieder einen Wissenschaftler mit Göttinger Vergangenheit. Sein Studium bei dem Philosophen Kurt Stavenhagen und seine von Plessner begutachtete Herder-Dissertation weisen Bahrtd zunächst einmal als einen phänomenologisch orientierten Philosophen aus, dessen Denken durchaus vergleichbar mit Plessner philosophisch-anthropologisch orientiert ist. Allerdings wird Bahrtd – wie viele junge Wissenschaftler seiner Generation – gewissermaßen auf dem »zweiten Bildungsweg« in die Soziologie hineinsozialisiert. Gemeinsam mit seinem Göttinger Studienfreund Heinrich Popitz, mit Ernst August und Hanno Kesting folgt er einem Forschungsauftrag der *Rockefeller Foundation* und beginnt mit industriesoziologischen Studien in der Hüttenindustrie des Ruhrgebietes. Die beiden aus diesem Forschungsprojekt hervorgegangen und 1957 veröffentlichten Studien »Technik und Industriearbeit« sowie »Das Gesellschaftsbild des Arbeiters« gelten längst als methodisch und theoretisch stilbildende Pionierarbeiten der frühen deutschen Industriesoziologie (vgl. Popitz, Bahrtd, Jüres 1957; Popitz et al. 1957). Ende der fünfziger Jahre arbeitet Bahrtd als Industriesoziologe bei der BASF in Ludwigshafen und verfasst überdies mit seinem Buch über »Die moderne Großstadt« ein theoretisch-konzeptionelles Pionierwerk zur modernen Stadtsoziologie.

Bahrtds Forschungsinteressen passen auch deshalb sehr gut zum Profil der Göttinger Soziologie, weil es Plessner in den letzten Jahren seiner Professur gelingt, ein großes Forschungsprojekt zur Untersuchung der jungen Industriestadt Wolfsburg an das Seminar zu holen. Die von Martin Schwonke begonnenen und Ulfert Herlyn bereits in der ersten Forschungsphase übernommenen Wolfsburg-Untersuchungen werden im Laufe von insgesamt fünf Jahrzehnten zur ausgedehntesten stadtsoziologischen Längsschnittstudie in der Bundesrepublik (vgl. Herlyn 2018).

Nahezu zeitgleich mit der Berufung Bahrtds kommt es zur Eingliederung der Sozialwissenschaftlichen Hochschule Wilhelmshaven mit ihren insgesamt acht wirtschafts-, rechts- und sozialwissenschaftlichen Professuren. 1949 als Hochschule Arbeit, Politik und Wirtschaft (APoWi) gegründet und bis 1962 in der Barackensiedlung eines ehemaligen Marinestützpunktes angesiedelt, beginnt sie als ein hochschulpolitisches Vorzeigeprojekt des niedersächsischen Kultusministers Adolf Grimme:

»Die Hochschulgründung war getragen von der Vorstellung, daß an den in einer Kontinuität von der Weimarer Republik über das Dritte Reich nach dem Krieg weiterarbeitenden juristischen und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten die gesellschaftswissenschaftlichen Qualifikationen und gesellschaftspolitischen Perspektiven kaum zu entwickeln waren, die man für grundlegende Reformen der Nachkriegsgesellschaft brauchte.« (Rosenbaum 1994: 277)

Ein institutionelles Erbe des Wilhelmshavener Projektes ist die Auflösung der alten Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät und die Gründung einer Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, der die Göttinger Soziologie bis zur Gründung eines Fachbereichs Sozialwissenschaften im Jahre 1981 angehört. Und auch das Wilhelmshavener Markenzeichen, der interdisziplinär strukturierte Diplom-Sozialwirt mit der bundesweit einmaligen Fächerkombination aus Soziologie oder Politikwissenschaft mit Publizistik, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften, wird in Göttingen fest etabliert. Wer hingegen Soziologie studiert, erwirbt den von der Philosophischen Fakultät übernommenen Abschluss Magister mit entweder zwei Hauptfächern oder einem Haupt- und zwei Nebenfächern (vgl. Rosenbaum 2018).

Mit dem seit 1951 in Wilhelmshaven tätigen Max Ernst Graf zu Solms-Roedelheim wird im Zuge dieser Neuerungen ein zweiter Soziologielehrstuhl besetzt. Solms-Roedelheim arbeitet zur Kultur- und Religionssoziologie sowie zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, verfolgt aber ähnlich wie Bahrdt überdies industriesoziologische Fragestellungen. Damit sind die Voraussetzungen für eine weitere Göttinger Spezialisierung – nämlich die Entwicklung einer eigenständigen Arbeits- und Industriesoziologie – geschaffen. 1968 wird auf Initiative von Martin Baethge, Hannes Friedrich, Ulfert Herlyn, Horst Kern, Martin Osterland und Michael Schumann und unter der Schirmherrschaft von Bahrdt in Göttingen das Soziologische Forschungsinstitut (SOFI) als »außeruniversitäres, nichtkommerzielles Sozialforschungsinstitut« (Baethge, Schumann 2018: 1046) gegründet. Dass dem Gründungsjahr 1968 rückblickend ein programmatischer Charakter zugesprochen werden kann, zeigt sich sowohl in den politischen Biographien der handelnden Personen als auch an der Organisationskonzeption des SOFI. So ist etwa Michael Schumann Anfang der 1960er Jahre – also just in der Zeit, in der es zum Bruch mit der Bad Godesberger SPD kommt – Bundesvorsitzender des SDS. Organisatorisch greift das SOFI so nicht zufällig hochschulpolitische Forderungen auf, die bereits in der Frühphase der westdeutschen Studentenbewegung diskutiert werden (vgl. SDS 1972). Der ständischen Struktur der deutschen Ordinarienuniversität soll eine von

traditionellen Hierarchien befreite, arbeitsteilig strukturierte Form wissenschaftlicher Produktion entgegengesetzt werden.

Methodisch schließen die frühen Untersuchungen des SOFI an die von Popitz, Bahrtdt, Kesting und Jüres unternommenen industriesoziologischen Untersuchungen in der Hüttenindustrie an. Sie kombinieren qualitative Interview- und quantitative Erhebungsverfahren mit einem am bahrtdtschen Denken orientierten Blick auf die Arbeits- und Industriesoziologie, die gerade nicht als Bindestrich-Soziologie, sondern als ein »genuine[r] Bestandteil von Gesellschaftsanalyse« (Baethge, Kern, Schumann 1990: 253) betrieben werden soll. Eine verstärkte Fokussierung auf die Klassenproblematik und die Frage nach dem »Arbeiterbewusstsein« als gesellschaftsverändernder Kraft verdeutlichen jedoch, dass hier auch durchaus zeittypische, neomarxistisch orientierte Deutungen und Analysen zum Zug kommen. Mit Blick auf die bahrtdtsche Soziologie bemerken die zentralen Protagonisten der Gründungsphase des SOFI dementsprechend:

»Die in der philosophischen Anthropologie verankerte Relevanzbegründung von Bahrtdt setzt andere Akzente als unsere, eher an Marx und der kritischen Theorie orientierte Soziologie. Doch gerade von Bahrtdt haben wir nicht nur gelernt, wie man Arbeitssoziologie macht, sondern auch, daß man sie machen muß.« (ebd.: 253 f.)

Eine bei Bahrtdt bereits anzutreffende »Soziologie in praktischer Absicht« (ebd.: 254) wird in die direkte Nähe gewerkschaftlicher Fragen gerückt, der gesellschaftlichen Arbeit wenigstens zeitweise gesellschaftstransformierendes Potential zugeschrieben – eine Perspektive, die von dem auf eine nüchterne »Entmythologisierung der Arbeit« setzenden Bahrtdt (1996) keineswegs umstandslos geteilt und auch von den zentralen Protagonisten des SOFI angesichts eines sich spätestens in den achtziger Jahren abzeichnenden »Endes der arbeitsgesellschaftlichen Utopie« (Jürgen Habermas) zunehmend in Frage gestellt worden ist:

»[I]n der Perspektive gesellschaftlicher Transformation scheint Arbeit tatsächlich ihre Zentralität einzubüßen. In der gesellschaftsstrukturellen Prägekraft von Arbeit steht ihre Zentralität demgegenüber in keiner Weise zur Disposition.« (ebd.: 254)

Ob die kontinuierliche Grundorientierung des SOFI, empirische Analysen von Arbeit mit Fragen der soziologischen Strukturanalyse und Zeitdiagnose zu kombinieren, über das Potential zu einer bis heute im Grunde ausgebliebenen wissenschaftlichen (Denk-)Schulbildung verfügt, bleibt zumindest offen. So scheint es gerade für diesen »Göttinger Weg soziologischen Denkens« (Vogel 2018) kennzeichnend, dass auch hier kein für soziologische

Schulbildungen tendenziell förderlicher »Theorien« oder »Methoden-Monismus« entstanden ist, sondern Soziologie stets als eine Analyse »ausgewählte[r] Phänomenbereiche von gesellschaftlicher und theoretischer Relevanz« (Eßbach 2014: 46) betrieben worden ist.

Hinzu kommt, dass die jüngere Geschichte der Göttinger Soziologie keineswegs auf eine Geschichte des SOFI zu reduzieren ist (vgl. Eßbach 2018). Gerade die Spannungen, die zwischen dem Seminar und dem Forschungsinstitut in unterschiedlichen Etappen entstehen, wären im Rahmen einer eigenen wissenschaftshistorischen Untersuchung näher zu erforschen, die problemlos an eine in Göttingen entwickelte Tradition wissenschaftssoziologischen Denkens anknüpfen könnte (vgl. etwa Kern 1982).

Auch in Göttingen wird das Soziologische Seminar im Zuge der bundesweiten Hochschulexpansion erheblich ausgebaut und personell aufgestockt. Mit dem Anfang der 1970er Jahre aus Marburg berufenen Wolf Rosenbaum kommt ein ausgewiesener Rechtssoziologe, wenig später mit Walter Girschner ein Organisationssoziologe ans Seminar. Seit den 1980er Jahren engagieren sich außerdem unter dem Einfluss der feministischen Bewegungen auch in Göttingen Wissenschaftlerinnen für eine Institutionalisierung der Geschlechterforschung (vgl. Costas 2018). Für die Institutionalisierung geschlechtersoziologischer Fragestellungen ist insbesondere die Berufung von Ilona Ostner Mitte der neunziger Jahre von großer Bedeutung. Die über Göttingen hinaus auch international weithin sichtbaren sozialpolitischen, familien- und genderfokussierten Forschungen finden mit dem Zentrum für Europa- und Nordamerikastudien (ZENS) und dem Institut für Sozialpolitik eigene organisatorische Einheiten. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang insbesondere das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft zwischen 1997 und 2006 geförderte interdisziplinäre Graduiertenkolleg »Die Zukunft des Europäischen Sozialmodells«, an dem gleich mehrere inzwischen auf Soziologieprofessuren angekommene WissenschaftlerInnen als Mitglieder oder Assoziierte mitarbeiteten.

## Gegenwärtige Perspektiven

Die Expansion des Soziologischen Seminars und der Sozialwissenschaftlichen Fakultät geht einher mit einem bis heute anwachsenden Zustrom von Studierenden. Nicht nur in Göttingen weicht das humboldtsche Ideal der

»Einheit« von Forschung und Lehre einer oftmals kaum noch integrierbaren »Dreifaltigkeit« von Forschung, Lehre und Verwaltung. Allerdings sind es insbesondere Göttinger SoziologInnen, die diese Entwicklungen in ihren wissenschaftlichen Forschungen stets kritisch begleiten (vgl. etwa Bahrdt 1971). Zwischen 2003 und 2004 wird im Zuge des niedersachsenweiten Hochschuloptimierungskonzepts (HOK) die Finanzierung der Hochschulen neu bewertet und an den Kriterien Qualität in Forschung und Lehre, studentische Nachfrage, eine überproportionale Verteilung der Ausbildung innerhalb Niedersachsens sowie Arbeitsmarktrelevanz ausgerichtet. Universitätsintern werden die Fakultäten aufgefordert, nach diesen Kriterien Einsparungen vorzunehmen. Viele kleinere und keinesfalls erfolgreiche sozialwissenschaftlich orientierte Institute wie das Institut für Sozialpolitik oder das Zentrum für Europa- und Nordamerikastudien werden in dieser Zeit abgewickelt und teils personell in andere Institute eingebunden.

Für die Studierenden bedeutet diese Umstrukturierung einen Wegfall von Vielfalt in der Lehre bei gleichzeitiger landesweiter Erhebung von Studiengebühren, was im Wintersemester 2003/04 zu Studierendenprotesten und -striks führt. Auch das Soziologische Seminar wird im Zuge dieser Entwicklungen neu organisiert und firmiert seither unter dem Namen Institut für Soziologie. Zum Wintersemester 2005/06 erfolgt im Zuge der Bologna-Reformen die Einführung von modularisierten Bachelor- und Masterstudiengängen, die mit der endgültigen Einstellung der Magisterprüfungen im Jahre 2016 abgeschlossen ist.

Gegenwärtig sind in Göttingen rund 600 Studierende<sup>7</sup> für das Fach Soziologie immatrikuliert. Es gibt aktuell verschiedene Varianten, Soziologie zu studieren – im Mono-Bachelor, im 2-Fach-BA, Master Soziologie, im Promotionsstudiengang Sozialwissenschaften sowie im BA-Sozialwissenschaften (vgl. Institut für Soziologie 2018). Die Grundausbildung in Soziologie in den Bachelorstudiengängen ist an den meisten deutschen Hochschulen ähnlich aufgebaut, dennoch gibt es sehr unterschiedliche Gewichtungen und standortspezifische Besonderheiten. Für Göttingen bedeutet dies, dass sich die weiteren Bereiche des aktuellen Soziologiestudiums stark an der Abteilungsstruktur des Instituts orientieren: Arbeitssoziologie und Sozialstrukturanalyse, politische Soziologie und Sozialpolitik sowie Kultursociologie. Die Abteilungen setzen sich aus drei bis vier Professuren zusammen, die mit den jeweiligen Verwaltungsangestellten und mit dem aka-

---

<sup>7</sup> Die Zahl stammt aus der universitätsinternen Göttinger Studierenden- und Prüfungsverwaltung »FlexStat«.

demischen Mittelbau sowie einer zentralen Studiengangskordinationsstelle die personelle Ausstattung des Instituts ausmachen. Dabei sind vor allem die wissenschaftlichen MitarbeiterInnen und akademischen RätInnen auf Zeit durch Hochschulpakt-, Studienqualitätsmittel oder über die projektgebundene Drittmittelförderung finanziert, was zu befristeten Verträgen und einer hohen Fluktuation in diesem Bereich führt.

Aktuelle Forschungsprojekte bewegen sich vorwiegend in den Themenfeldern Migration und Integration, soziale Gerechtigkeit und Sozialpolitik. Als profilbildender Schwerpunkt in Forschung und Lehre wird eine die jeweiligen Arbeitsbereiche und Forschungsfelder übergreifende international vergleichende Orientierung angestrebt, die auch ein Augenmerk auf den Bereich außereuropäischer Gesellschaften legt. Davon zeugen die vergleichsweise jungen Institute mit Regionalfokus – also das Institut mit dem *Centre for Modern Indian Studies* (CeMIS) und *Centre for Modern East Asian Studies* (CeMEAS) an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät, die mit der Soziologie kooperieren. Auch die enge Verknüpfung mit dem 2006 gegründeten Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften bringt die Schwerpunkte globale Gesellschaftsanalyse und international vergleichende Forschung mit sich. Neben dem schon genannten SOFI ist das Institut für Soziologie ferner mit dem 2001 gegründeten Methodenzentrum Sozialwissenschaften mit den Professuren für quantitative Sozialforschung und qualitative Sozialforschung in Forschung und Lehre eng verbunden.

## Fazit: Die »verspätete Wissenschaft«

Versucht man, die heterogenen historischen Entwicklungen der Göttinger Soziologie vor dem Hintergrund dieses kurzen wissenschaftsgeschichtlichen Abrisses auf einen Begriff zu bringen, so könnte man in Anlehnung an Helmuth Plessners frühes politisch-soziologisches Hauptwerk vielleicht von einer »verspäteten Wissenschaft« sprechen – allerdings mit einer klaren Akzentverschiebung: Plessners (1959) soziologisch informierte Kritik des »deutschen Geistes« konstatiert nämlich einen historischen »Sonderweg«, der durch das Ausbleiben einer demokratisch-verfassungsstaatlichen Tradition in einem politischen Versagen des deutschen Bürgertums und letztlich in der historischen Katastrophe des Nationalsozialismus mündet. Der »Son-

derweg der Göttinger Soziologie zeigt sich dagegen in einer nachholenden Gründung und Verwissenschaftlichung einer Disziplin. Gemessen an den dominanten Schulbildungen in der Geschichte der deutschen Soziologie, insbesondere an den »drei Soziologien« (Dahrendorf 1960) der Nachkriegszeit in Köln, Frankfurt und Hamburg ist die Soziologie in Göttingen als eine eigenständige Einzelwissenschaft lange Zeit nur schwach institutionalisiert. Sie entzieht sich damit den gängigen Schemata der wissenschaftlichen Professionalisierung. Oder pointierter formuliert: In Göttingen trifft Phänomenologie auf empirische Wissenschaft, der historische Anachronismus eines feudalen Reitstalls auf die Anforderungen moderner Sozialforschung. Womöglich liegt jedoch gerade in dieser extremen »Ungleichzeitigkeit« eine eigene Qualität der Göttinger Soziologie, eröffnet sie doch erst die Möglichkeiten eines »dritten Weges« (Berthold Vogel), der die historischen Pfadabhängigkeiten und paradigmatischen Verengungen der zu bestimmten historischen Zeitpunkten dominierenden Richtungen der Soziologie umgeht und eigene Akzente in der Entwicklung des Faches setzen kann. Genau hierin liegt möglicherweise das wieder zu entdeckende Erbe der Göttinger Soziologie.

## Literatur

- Baethge, M., Kern, H., Schumann, M. 1990: Arbeit und Gesellschaft. Rückblicke und Ausblicke aus 25 Jahren Göttinger soziologischer Forschung. In P. Lösche (Hg.), Göttinger Sozialwissenschaften heute. Fragestellungen, Methoden, Inhalte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 253–263.
- Baethge, M., Schumann, M. 2018: Geschichte des Soziologischen Forschungsinstituts Göttingen. In S. Moebius, A. Ploder (Hg.), Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie. Bd. 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum. Wiesbaden: Springer VS, 1045–1064.
- Bahrtdt, H.P. 1961: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bahrtdt, H.P. 1971: Wissenschaftssoziologie – ad hoc. Beiträge zur Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftspolitik aus den letzten zehn Jahren. Gütersloh: Bertelsmann.
- Bahrtdt, H.P. 1996 [1965]: Entmythologisierung der Arbeit. In H.P. Bahrtdt, Himmlische Planungsfehler. Essays zu Kultur und Gesellschaft. München: Beck, 232–246.

- Becker, M. 2017: Kritische Soziologie und gesellschaftliche Demokratisierung in der frühen Bundesrepublik. In M. Endreß, K. Lichtblau, S. Moebius (Hg.), Zyklus 3. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie. Wiesbaden: Springer VS, 191–207.
- Becker, M. 2018: Dietrich Goldschmidt, »educator and political activist«. Über einen fast vergessenen Soziologen und Intellektuellen. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 203–245.
- Blomert, M., Eßlinger, H.U., Giovannini, N. (Hg.) 1997: Heidelberger Sozial- und Staatswissenschaften. Das Institut für Sozial- und Staatswissenschaften zwischen 1918 und 1958. Marburg: Metropolis.
- Costas, I. 2018: Geschlechterverhältnisse in der Wissenschaft. Forschungsstränge und Forschungsergebnisse der Göttinger Soziologie. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 407–431.
- Dahrendorf, R. 1960: Drei Soziologien. Zu Helmut Schelskys Ortsbestimmung der deutschen Soziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 12. Jg., Heft 1, 120–133.
- Demirović, A. 1999: Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Der Spiegel 1968: Hochschulen. Dissertation. Sprache verschlagen. Der Spiegel, 22. Jg., Heft 31, 44–47.
- Dietze, C. 2001: »Nach siebzehnjähriger Abwesenheit ...«. Das Blaubuch. Ein Dokument über die Anfänge der Soziologie in Göttingen nach 1945 unter Helmut Plessner. In C. Klingemann, M. Neumann, K.-S. Rehberg, I. Srubar, E. Stöltzing (Hg.), Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1997/98. Opladen: Leske + Budrich, 243–300.
- Dietze, C. 2006: Nachgeholttes Leben. Helmut Plessner 1892–1985. Göttingen: Wallstein.
- Dörk, U. 2017: Kommentar zu Joachim Fischers Versuch einer Skizze der Geschichte der Bundesrepublikanischen Soziologie von 1949 bis heute. In M. Endreß, K. Lichtblau, S. Moebius (Hg.), Zyklus 3. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie. Wiesbaden: Springer VS, 209–220.
- Dörk, U., Wierzock, A. 2018: Verhinderte Soziologie in Göttingen? Zur Fachgenese (1890–1951). In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 25–60.
- Eßbach, W. 2014: Das Besondere der Freiburger Soziologie. In U. Bröckling (Hg.), Fünfzig Jahre Institut für Soziologie Freiburg. Freiburg: Jos Fritz-Verlag, 38–64.
- Eßbach, W. 2018: Politische Fraktionen, wissenschaftliche Strömungen. Erinnerungen an die Jahre 1966 bis 1986 in Göttingen. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 351–376.

- Fischer, J. 2010: Die Rollendebatte – Der Streit um den »Homo Sociologicus«. In G. Kneer, S. Moebius (Hg.), *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Berlin: Suhrkamp, 79–102.
- Fischer, J. 2015: Bundesrepublikanische Soziologie 1949 bis heute. In M. Endreß, K. Lichtblau, S. Moebius (Hg.), *Zyklus 2. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 73–99.
- Gottschall, K. 2018: In memoriam Martin Baethge. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 352–355.
- Härpfer, C. 2018: Zwischen Geschichte und Soziologie. Einige Bemerkungen zur Verortung Alfred von Martins. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), *Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 61–82.
- Herlyn, U. 2018: Stadtsoziologie in Göttingen. Der Beitrag Hans Paul Bahrds und die Wolfsburgforschung. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), *Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 301–319.
- Herrlitz, H.G., Kern, H. (Hg.) 1987: *Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft. Methoden, Inhalte und soziale Prozesse im 18. und 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Institut für Soziologie 2018: Informationen zum Studium der Soziologie. [www.uni-goettingen.de/de/studium/77102.html](http://www.uni-goettingen.de/de/studium/77102.html), letzter Aufruf 27. Mai 2018.
- Kern, H. 1982: *Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien*. München: Beck.
- König, R. 1967: *Das Fischer-Lexikon. Soziologie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Linnemann, K.A. 2002: *Das Erbe der Ostforschung. Zur Rolle Göttingens in der Geschichtswissenschaft der Nachkriegszeit*. Marburg: Tectum Verlag.
- Mannheim, K. 1964 [1929]: Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiet des Geistigen. In K. Mannheim, *Wissenssoziologie*. Neuwied: Luchterhand, 566–613.
- Maus, H. 1955: Soziologie. In W. Schuder (Hg.), *Universitas Litterarum. Handbuch der Wissenschaftskunde*. Berlin: De Gruyter, 304–328.
- Mills, C.W. 2016 [1958]: *Soziologische Phantasie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Moebius, S. 2015: René König und die »Kölner Schule«. Eine soziologiegeschichtliche Annäherung. Wiesbaden: Springer VS.
- Moebius, S. 2018: Schulen, Akteure und regionale Zentren in der frühen Geschichte der bundesrepublikanischen Soziologie. In S. Moebius, A. Ploder (Hg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*. Bd. 1: *Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum*. Wiesbaden: Springer VS, 253–288.
- Müller-Esterl, W. 2014: Aus der Mitte der Stadtgesellschaft – 100 Jahre Goethe-Universität. [www.uni-frankfurt.de/49212620/2014\\_Neujahrsempfang\\_StadtFrankfurt-Rede\\_Praesident.pdf](http://www.uni-frankfurt.de/49212620/2014_Neujahrsempfang_StadtFrankfurt-Rede_Praesident.pdf), letzter Aufruf 22. Mai 2018.
- Neumann, M. 1998: Über den Versuch, ein Fach zu verhindern: Soziologie in Göttingen 1920–1950. In H. Becker, H.-J. Dahms, C. Wegeler (Hg.), *Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus*. München: K. G. Saur, 454–468.

- Peter, L. 2015: Warum und wie betreibt man Soziologiegeschichte? In Chr. Daye, S. Moebius (Hg.), *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*. Berlin: Suhrkamp, 112–146.
- Plessner, H. (Hg.) 1956: *Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Plessner, H. 1959 [1935]: *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Plessner, H. 1985a: *Selbstdarstellung*. In H. Plessner, *Gesammelte Schriften X. Schriften zur Soziologie und Sozialphilosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 302–341.
- Plessner, H. 1985b [1924]: *Zur Soziologie der modernen Forschung und ihrer Organisation in der Deutschen Universität – Tradition und Ideologie*. In H. Plessner, *Gesammelte Schriften X. Schriften zur Soziologie und Sozialphilosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 8–30.
- Plessner, H. 2002 [1922]: *Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Popitz, H., Bahrdt, H.P., Jüres, E.A. 1957: *Technik und Industriearbeit. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Popitz, H., Bahrdt, H.P., Jüres, E.A., Kesting, H. 1957: *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchung in der Hüttenindustrie*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Rammstedt, O. 1991: *Die Frage der Wertfreiheit und die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*. In L. Clausen (Hg.), *Hundert Jahre »Gemeinschaft und Gesellschaft«*. Ferdinand Tönnies in der internationalen Diskussion. Opladen: Leske + Budrich, 549–560.
- Rehberg, K.-S. 2010: *Das Unbehagen an der Soziologie*. In G. Kneer, S. Moebius (Hg.), *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Berlin: Suhrkamp, 217–253.
- Römer O. 2017: *Popitz lesen. Marx in der Philosophischen Anthropologie*. In M. Endreß, K. Lichtblau, S. Moebius (Hg.), *Zyklus 3. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 151–188.
- Römer, O., Alber-Armenat, I. 2018: *Die »verspätete Wissenschaft«*. Grundzüge einer Wissenschaftsgeschichte der Göttinger Soziologie. Eine Einleitung. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), *Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 1–24.
- Römer, O., Schäfer, G. 2018: *»Zum Schicksal der deutschen Soziologie im Ausgang ihrer bürgerlichen Epoche«*. Lehrkörperstruktur und Nachwuchsfragen in der frühen westdeutschen Soziologie im Spiegel der Göttinger Hochschullehrerstudie (1952–1956). In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), *Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 153–201.

- Rosenbaum, W. 1994: Die Entwicklung der Sozialwissenschaften in Göttingen. Soziologie, Politikwissenschaft, Publizistik und Kommunikationswissenschaften, Sozialpolitik, Sozialpsychologie. In H.-G. Schlotter (Hg.), Die Geschichte der Verfassung und der Fachbereiche der Georg-August-Universität zu Göttingen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 270–283.
- Rosenbaum, W. 2018: Soziologie oder Sozialwissenschaft? Studium im Spannungsfeld zwischen disziplinärer Identität und Multidisziplinarität. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 389–406.
- Schäfer, G. 2014: Helmut Schelsky und die Soziologie am Ende der 1950er Jahre – eine ›Ortsbestimmung‹. In A. Gallus (Hg.), Helmut Schelsky – der politische Anti-Soziologe. Eine Neu Rezeption. Göttingen: Wallstein, 184–205.
- SDS 1972 [1961]: SDS-Hochschuldenkschrift. Frankfurt am Main: Neue Kritik.
- Stölting, E. 1986: Akademische Soziologie in der Weimarer Republik. Berlin: Duncker & Humblot.
- Vogel, B. 2018: Hans Paul Bahrdt und der Göttinger Weg soziologischen Denkens. Eine Ortsbestimmung in programmatischer Absicht. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 377–388.
- von Ferber, Chr. 1998: Interdisziplinarität und Praxisorientierung – nur eine Utopie? Ein Plädoyer für die Phänomenologie. In K.-M. Bolte, F. Neidhardt (Hg.), Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration. Baden-Baden: Nomos, 109–130.
- von Krockow, Chr. Graf 2014 [1991]: »Arbeitsfreude« – Die Anfänge der Soziologie in Göttingen. In T. Allert, J. Fischer (Hg.), Plessner in Wiesbaden. Wiesbaden: Springer VS, 145–150.
- von Martin, A. 1955: Intelligenzschicht. In W. Bernsdorf (Hg.), Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Enke, 475–478.
- Weingarten, M. 2018: Geistesgeschichtliche, philosophisch-anthropologische Grundlagen oder eigene Grundbegriffe der Soziologie? Zur Vorgeschichte der Soziologie in Göttingen. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 83–104.

## Postcolonialism and Sociology

*E-Mail-Debate by Manuela Boatcă, Sina Farzjin and Julian Go*

> *Sina Farzjin*: In recent debates we see a growing number of publica-  
> tions trying to mobilize postcolonial thought for sociology, often with  
> an emphasis on social theory. Take for example Gurminder Bhambra's  
> global social theory project,<sup>1</sup> Syed Farid Alatas and Vineeta Sinha's  
> *Sociological Theory Beyond the Canon*, and of course your book, Julian,  
> *Postcolonial Thought and Social Theory*, or *Decolonizing European Sociology*  
> that you, Manuela, published together with Encarnacion Gutierrez  
> Rodriguez and Sérgio Costa. Some even speak of a »post-colonial«,  
> »de-colonial« or »southern« turn. How would you describe the com-  
> mon denominator behind those interventions (if there is one)?

> *Julian Go*: This is a great question, because I think you're hitting upon  
> an important feature of this work: which is that it is, at this point in  
> time, indeterminate. I do think there is a sort of »turn« or perhaps a  
> sort of »movement«, but it is open-ended and disparate, with different  
> labels (»postcolonial«, »decolonial«, »southern«) and different approa-  
> ches. To my mind, though, they all can be considered part of a larger  
> »movement« in the sense that they do share a basic critique. That is, a  
> critique of certain traditional components of sociological theory and  
> research. That critique is wide-ranging, but at its core I think it's a cri-  
> tique of, crudely speaking »Eurocentrism«, but Eurocentrism not just  
> in the sense of »studying only Europe« but also in the very theoretical  
> approaches, concepts and methods of sociology. Simply put, sociology  
> has for too long represented what I call in my book »the imperial

---

1 <http://globalsocialtheory.org/>

> standpoint« and the »imperial episteme«. That imperial standpoint and  
 > episteme is not just about representing a geographic location, i.e.  
 > »Europe«. It's more that it carries with it certain analytic tendencies  
 > (metrocentrism, essentialism, analytic bifurcation, the occlusion of  
 > empire and colonialism, the suppression of subaltern agency and so  
 > on – which I discuss further in my book) that merit reconsideration. I'd  
 > say that all of those different works you mention, and others, such as  
 > Connell's *Southern Theory* or the »indigenous sociology« movement of the  
 > 1990s, share this basic critique, i.e. that sociology has for too long been  
 > Eurocentric, in that it has for too long only represented the imperial  
 > standpoint, even if they would not necessarily put the matter in those  
 > terms, and even if they each probably only critique certain aspects of  
 > what I am crudely calling here »Eurocentrism«, and even if there are  
 > different names for the critique (e.g. »decolonial« vs. »postcolonial«).

> I think the difference lies in what scholars think is the best route  
 > out of that Eurocentrism; how to overcome sociology's imperial stand-  
 > point. Some follow Bhambra's innovative intervention in *Rethinking*  
 > *Modernity*, which is essentially to reconstruct »connected histories«.  
 > This idea of »connected histories« comes from transnational historians  
 > (Bhambra cites the historian Sanjay Subrahmanyam's work for the  
 > concept). For Bhambra's approach, to put it in an admittedly simplis-  
 > tic way, it means bringing the history of colonialism into our theories  
 > and research, and in some ways extends the basic move made by  
 > Wallersteinian world-systems theory: to see things holistically (I argue  
 > in my book it means a form of relationalism, but it can mean different  
 > things to different people of course). But at a different end of the  
 > pole, scholars offer something else entirely: that is to find entirely new  
 > theories beyond the traditional sociological canon and located in or  
 > from the colonial or postcolonial world. This is what Alatas, Connell  
 > and others have been pursuing (and in Alatas' case, for over a decade).  
 > There are other approaches too. For instance, I suspect – and I may  
 > be wrong – that in the UK, the term »postcolonial sociology« basically  
 > means that you are offering critical analyses of race and ethnicity  
 > (hence, »connected histories« in the UK context seems to mean taking  
 > colonialism seriously, which in turn means taking race seriously).  
 > Nasar Meer has discussed this recently. In the US context, where the  
 > »sociology of race and ethnicity« is already well-established, this is not  
 > exactly what postcolonial sociology has come to mean.

- > There are probably other possible alternatives as well, which I think  
> Manuela Boatcă's edited collection speaks to. In any case, I do think  
> there is some kind of shared project going on, just that their labels,  
> exact points of critique, and solutions vary.
- > *Manuela Boatcă*: Focusing on common denominators rather than on  
> the different labels currently in use is a very good place to start. It  
> helps to highlight the fact that central features of »postcolonial«, »de-  
> colonial« and »southern« approaches, such as the critique of Euro-  
> centrism, have been around for a very long time, although they didn't  
> use any of the present labels or explicit postcolonial vocabulary. They  
> did, however, intend (and succeed) to bring about a shift of perspec-  
> tive that would definitely count as postcolonial today.
- > Latin American dependency theories are one such example. As  
> early as the 1960s and 70s, they countered the dominant approach of  
> the US modernization school with a fundamental critique of Eurocen-  
> tric conceptions of history as well as with a theory and policy of deve-  
> lopment from a »Third World« perspective that included a new socio-  
> logical vocabulary and an innovative political economy of capitalism  
> based on a relational model of center-periphery dependency. The fact  
> that this approach did not initiate a worldwide sociological »turn« at  
> the time (although it impacted Latin American, African, and to some  
> extent Indian sociologies and was crucial in the emergence of Imma-  
> nuel Wallerstein's world-systems analysis) is in itself worthy of postco-  
> lonial analysis. Its fate had a lot to do with the fact that it was mainly  
> developed in the periphery and its findings published more often in  
> Spanish and Portuguese than in English, so it was less visible and less  
> accessible in the global North, as well as less valued there.
- > When postcolonial studies, centered mainly on British colonialism,  
> started gaining visibility in academic centers of the global North, depen-  
> dency theories no longer fitted neither the timeline nor the vocabulary  
> that postcolonialism offered, since Latin America had been colonized  
> two centuries before the rise of the British Empire and had become in-  
> dependent long before the majority of British colonies. This is what  
> Fernando Coronil, writing an entry on Latin American decolonial  
> thought for the Postcolonial Studies Reader in 2004, termed »Elephants  
> in the Americas«: The different genealogy, vocabulary, and location of  
> Latin American decoloniality – which owes a lot to dependency theories

> and shares some of its prominent authors, notably Aníbal Quijano –  
 > made it an awkward fit with postcolonial terminology despite the many  
 > common denominators. That does not make the common ground any  
 > less important for a radical critique of social theory, which is why de-  
 > dependency theories feature prominently in Connell's *Southern Theory*.

> I therefore tend to be rather skeptical of self-proclaimed »twists  
 > and turns« and »paradigmatic shifts« in sociology. I would insist in-  
 > stead on the fact that a collective critical endeavor committed to the  
 > critique of Eurocentrism/Occidentalism, to decoloniality, or to post-  
 > colonial sociology needs to excavate, acknowledge, and work through  
 > the continuities between dependency theory, Third World and Chicana  
 > feminism, Indian subaltern studies, Africana philosophy, indigenous  
 > knowledges, decoloniality and postcolonial studies in order to develop  
 > a self-understanding of the commonalities on which it can build. This  
 > is of course also linked to different academic settings with their own  
 > histories, politics of naming and of exclusion. Immanuel Wallerstein  
 > has been mainly viewed as a historian in Germany, which made it  
 > easier to relegate world-systems analysis to a past period of the disci-  
 > pline of history, rather than see it as a radical critique of social science  
 > and the academic division of labor. Neither the report of the Gul-  
 > benkian commission, which Wallerstein presided, and which was titled  
 > *Open the Social Sciences* in 1996, nor Wallerstein's *Unthinking Social*  
 > *Science. The Limits of 19<sup>th</sup> Century Paradigms* were widely discussed in  
 > Germany as specifically sociological critiques targeting Eurocentrism.  
 > Sanjay Subrahmanyam's work on connected histories entered German  
 > academia through the prominent role it played in Sebastian Conrad  
 > and Shalini Randeria's 2002 German-language collection *Beyond Euro-*  
 > *centrism. Postcolonial Perspectives in History and Cultural Studies* and Ran-  
 > deria's related concept of »entangled histories of uneven modernities«,  
 > both of which have since become standard reading for postcolonial  
 > curricula. Ella Shohat and Robert Stam's 1994 volume *Unthinking*  
 > *Eurocentrism. Multiculturalism and the Media*, despite having been pub-  
 > lished in English or maybe because of it, but certainly because it is not  
 > primarily aimed at sociology, has received far less attention in Ger-  
 > many although it speaks to the same issues. And Samir Amīn's 1989  
 > book *Eurocentrism: A Critique of Eurocentrism and Culturalism* is some-  
 > times referenced for its title, yet has tended to circulate more widely in  
 > French-speaking contexts than outside of them despite having been

- > published in English. Here, the hierarchy operating among what  
> Mignolo called imperial languages still serves to distribute attention,  
> postcolonial visibility, and academic currency.
- > *JG*: Thanks Manuela! I completely agree with your point that there are  
> many shared perspectives among seemingly diverse schools of thought,  
> which too often go overlooked. It is precisely for this reason that I am  
> often dismayed by the infighting that is sometimes seen in some of  
> these discussions, by which I mean the tendency for some folks to try to  
> argue that one or another school or thinker is inferior or less worthy  
> than others. Now, I do think it is important to recognize differences  
> among the projects, as well as commonalities. I also think it is crucial to  
> reflect upon the various limitations as well as the benefits of each of the  
> different thinkers, schools, or approaches – whatever you want to call  
> them. But reflecting about the limits of certain approaches over others  
> is not the same thing as dismissing them as subpar or worthy of igno-  
> ring, which is, unfortunately, what I see happening by some proponents  
> of some of these schools of thought. Hopefully this is something that  
> can be overcome by a new sensibility that aims for a perspectival plura-  
> lism among these different schools rather than pure opposition (I argue  
> for »perspectival realism« in my book, for instance, which aims to move  
> towards such a type of plural realism).
- > *MB*: Yes, you are totally right about the infighting that only leads to  
> fragmentation of otherwise shared bases for a genuine critique and  
> change. To be clear, I was also not pleading for glossing over differen-  
> ces among approaches and projects. By mentioning earlier projects for  
> which the critique of Eurocentrism was fundamental, I instead meant  
> to draw attention to the fact that acknowledging genealogies of  
> thought should be particularly important to postcolonial and decolo-  
> nial critique. While new approaches (not only in the social sciences)  
> have often tended to overstate their own originality and to advocate a  
> new »turn« as a result, doing so usually happens by disavowing the con-  
> tribution of previous approaches. In the case of postcolonial thought,  
> this would amount to disavowing Southern approaches, indigenous  
> and Black European thought, among others, which easily happens  
> once the postcolonial becomes a fashionable label (even this critique  
> has already been voiced a while ago by people like Ella Shohat and

> Arif Dirlik). I think it is therefore all the more important for postcolo-  
 > nially-minded scholars to recognize the many ways in which critiques  
 > of Eurocentrism, imperialism, and colonialism have informed »Sou-  
 > thern« thinking and critical approaches for quite some time and draw  
 > from the common bases instead of (sometimes) reinventing the wheel.

> *SF*: Thank you both for this first mapping of a rather broad terrain.  
 > The ›infighting‹ you mention seems (at least in parts) like yet another  
 > manifestation of what Andrew Abbott describes as ›fractal heuristics‹:  
 > argumentative patterns occurring on different scales in sociological  
 > subfields (correct me if I am wrong). But maybe we could step back  
 > for a moment from the internal differences you describe and talk  
 > about the disciplinary reception. If I understand you, Manuela, cor-  
 > rectly the reception of most approaches in German sociology beyond  
 > specialized subfields is rather reluctant. Do you see any recent chan-  
 > ges? And how would both of you describe the impact of those critical  
 > perspectives on Eurocentrism within sociology in different regional or  
 > national academic settings?

> *JG*: I think you're exactly right, Sina, regarding ›fractal heuristics‹. Regar-  
 > ding your question about different national contexts and their reception  
 > to critiques of eurocentrism, I can only speak of the US and perhaps  
 > from what I can perceive of the UK. Regarding the UK, my perception  
 > is that »postcolonial« sociology has become one way in which what  
 > North American sociologists might think of as »the sociology of race«  
 > enters UK sociological discourse. In other words, my guess – and it's  
 > only a guess – is that, in the UK, critical sociologies of race have been  
 > comparably absent; and so the postcolonial approach becomes the um-  
 > brella for it. Postcolonial sociology and critical sociologies of racial in-  
 > equality thereby become equated. This makes some sense: postcolonial  
 > theory is about empire and colonialism, and the connections between  
 > the British empire and England's racial minorities are clear (as the recent  
 > controversy over the Windrush generation shows starkly). In such a  
 > context, to critique empire as postcolonial theory is also to critique racial  
 > inequality. Now, I could be completely wrong about this. Maybe post-  
 > colonial theory and the sociology of race in the UK have not been equa-  
 > ted. But the recent article by Nasar Meer on »Race« and »post-colonialism«  
 > discusses this and suggests that this may be partially true at least.

> The US is different. What is often called the »sociology of race and  
> ethnicity« has long been institutionalized. There are various ASA sec-  
> tions relating to it, and there's a journal of the ASA called *Sociology of*  
> *Race and Ethnicity*. It has typically been about African-Americans, Asian  
> Americans, Latinas(os)/Chicanas(os), Native-American groups, and  
> their experiences in the US, as well as racial and ethnic stratification  
> within the US. But that work is varied, and does not always if ever  
> critique Eurocentrism. It is typically methodologically-nationalist and  
> internalist. It does not typically address empire. So as a sociological  
> discourse, the postcolonial approach and its critique of Eurocentrism  
> and imperialism is separate from that subfield. This is reflected in how  
> W.E.B. Du Bois has been received in the US. He is known, of course;  
> and he is read. But sociologists tend to read him for what he has to  
> say about the African-American experience in the United States. They  
> are too often blind to his larger critiques of colonialism and empire.

> Of the postcolonial theory and the sociology of race, the former is  
> lesser known in the US when known at all. I attribute this to the  
> general »exceptionalist« discourse in the US about empire: the belief  
> that the US has never really been an empire. Given that belief, which  
> even many traditional sociologists have long bought into, it is difficult  
> to get sociologists – even sociologists of race – to think in postcolo-  
> nial terms – i.e. to embed their analyses of race within a critique of  
> empire and colonialism. The challenges I have faced in US sociology  
> have therefore been especially layered. I have had to spend much of  
> my early work and continuing work towards getting other sociologists  
> to acknowledge the very existence of American empire. Only then can  
> I introduce the postcolonial critique. At the same time, I've recently  
> had to engage conventional sociologists who work on »race and ethni-  
> city« and try to convey to them the importance of going beyond meth-  
> odological nationalism and to recognize the importance of empire for  
> the current condition of racial minorities in the US, forthcoming in  
> *Postcolonial Possibilities for the Sociology of Race*.

> The good news is that, in recent years, not only has American  
> empire become acknowledged more and more, so too has postcolo-  
> nial sociology. There is now an emerging group of younger scholars  
> especially who are open to the postcolonial critique. But it is still an  
> uphill battle.

> MB: The analogy with »fractal heuristics« works well until the question  
> is raised what discipline or field the different argumentative patterns  
> are subfields of – sociology? Or postcolonialism? In Germany, for a  
> long time, postcolonial and decolonial perspectives were not conside-  
> red to be part of sociology at all. Worse still, they were seen as what  
> Encarnación Gutiérrez Rodríguez 1999 has called »third-degree im-  
> ports«. Ideas borrowed, first, from the humanities, in German *Litera-  
> tur- und Kulturwissenschaften*, second, from a different cultural space, i.e.  
> the Anglophone world, and third, from a different historical context,  
> i.e. one that was »truly« postcolonial, like the British context – since  
> Germany’s role in the history of colonialism and the present of  
> coloniality was considered insignificant in comparison. We have come  
> a very long way since then, and one can definitely say that postcolonial  
> perspectives have made significant inroads in the social sciences in the  
> past fifteen years. There is now a solid corpus of literature in German  
> on classics of post- and decolonial perspectives as well as on their  
> impact and further development of their perspectives in sociology,  
> political science, geography etc. But it is still possible, indeed it is the  
> rule, to get a sociology or political science degree without ever having  
> been exposed to postcolonial thought. It would however not be pos-  
> sible to get a degree in sociology without having studied functiona-  
> lism, or modernization theory. This is why I said I was skeptical about  
> celebrating any »postcolonial turn« just yet, either as regards the equa-  
> tion of critical sociologies of race with postcolonial sociology, as Julian  
> suggests for the UK, or with respect to any important sociology of  
> race as in the US case. Not only are there no established equivalents in  
> Germany to the sociology of race and ethnicity institutionalized in the  
> US, and no departments of Ethnic Studies, Race and Ethnicity Stu-  
> dies, or Turkish-German studies, for that matter – to mirror them.  
> But, more important still, »race« as a term is still not used in most  
> German social science texts in the German original. The original term  
> *Rasse* is reserved for reference to its use during World War II and thus  
> to what is considered a tragic exception in the history of an otherwise  
> racism-free national society that has since learnt from its mistakes.  
> The term is therefore disconnected from its systematic, century-long  
> use in the transatlantic slave trade and in the German colonies in  
> Africa as well as from its impact on today’s hierarchization of human  
> groups. In this respect, the treatment of the term in Germany is

> somewhat similar to the situation that Étienne Balibar had diagnosed  
> for France in 1991 when he said that »migration« functioned there as a  
> euphemism for »race«, but »race« was never used. In many ways, we  
> are still dealing with third-degree imports when it comes to both post-  
> coloniality and the critical sociology of race in many parts of Europe.

> In saying so, I am not equating Europe with Germany and France.  
> There is a significant amount of work being undertaken in Hungary,  
> Poland and Romania and their respective (and growing) diasporas on  
> the political economy of empire, critical whiteness theory, and decolo-  
> niality. Yet this is a younger generation, mostly precariously employed  
> and with no institutional say in their countries or a limited say in the  
> diaspora and is not representative of how social sciences are being  
> taught in these countries, either. Moreover, the postcolonial label is  
> being appropriated for nationalistic, right-wing arguments, most nota-  
> bly in Poland, but in Hungary and Romania, too. I would venture to  
> say that, to this day, the sociology of race is more strongly represented  
> in those parts of the world in which the migration of enslaved Afri-  
> cans played a significant role and which use »race« as a census catego-  
> ry for this very reason. I tried to show this in *Von den Siegern geschrieben*  
> in 2011. That renders »race« sayable and a category of sociological  
> analysis at the same time. That is the case for the US and many parts  
> of South America and the Caribbean. The UK introduced »race« in its  
> census in 1991 in response to increasing immigration from the Com-  
> monwealth. To what extent the sociology of race becomes a sociology  
> of empire, if it ever does so, is very different from case to case, and I  
> agree with Julian's assessment of why the former did not necessarily  
> translate into the latter in the US case. Brazil has a well-established  
> and complex sociology of race, yet postcolonial and even decolonial  
> perspectives have had a very hard time gaining any institutional foot-  
> hold in Brazilian social sciences and to my knowledge have not be-  
> come commonplace today.

> *SF*: Different national histories of colonialism and the fact that post-  
> colonial ideas and themes entered academic discourse via the humani-  
> ties are probably important reasons for the delayed reception in Ger-  
> many and the US. What would you say changes when concepts deve-  
> loped in disciplines such as literary and cultural studies »travel« into  
> sociology? Could you identify important readjustments accompanying

> these shifts or do you see (or even hope for) the emergence of a new  
> transdisciplinary field?

> Also, my impression is that many themes and issues closely related  
> to postcolonial perspectives – such as going beyond methodological  
> nationalism or reflecting critically about the normative implications of  
> modernization theories – initiate growing research activities in recent  
> years – just see for example this year's DGS Congress theme paper  
> »The Complex Dynamics of Global and Local Developments« which  
> we published in last year's no. 4 of this journal. Yet still sociologists  
> tend to shy away from the label postcolonialism, not only because of  
> its ties to the humanities but its close relation to social activism and  
> the anticolonial movement. Many of the first wave thinkers and their  
> successors were or became deeply involved in political activism  
> beyond academic settings – Julian mentioned W.E.B. Du Bois who is  
> probably a very prominent example. How does this conflict between  
> the norm of a »value free sociology« and political activism affect the  
> field today (if it does) and what is your take on it?

> *JG*: These are thought-provoking questions that probably require  
> much more space than we have here. But let me try. As for the first  
> issue about cross-disciplinary »traveling« from the humanities into so-  
> ciology: I think the main adjustment that needs to happen is (1) the  
> concepts and theories should be transformed into empirically-verifi-  
> cable social-theoretical propositions (by which I mean propositions not  
> about literary texts but about the broader social world) and (2) these  
> propositions or »hypotheses« must be empirically validated.

> For instance, in US literary postcolonial studies, one can find many  
> implicit claims about the social world, claims emerging from founding  
> postcolonial theorists or related theories. These include the claim that  
> knowledge is power, that racist or Orientalist images shape social  
> action or policy, that colonialism shaped all aspects of modernity, and  
> so on. Social scientists would want to turn these implicit claims into  
> empirically verifiable propositions, and also dig deeper empirically. Is  
> knowledge really power? What kinds of knowledge feed into power  
> relations, and under what conditions? How exactly has colonialism  
> shaped modernity, if at all, and in what respects? What are the diffe-  
> rent relationships between racial discourse on the one hand and state  
> policy or violence on the other? And so on.

> A related difference is that some literary postcolonial studies take an individual's social experience as empirical validation for a social generality. If Fanon experienced racism in France, there must be racism across France and the experience he had must be how racism operated in all of France. As a social scientist, I would be more inclined to ask further questions, such as »how general was Fanon's experience? Is this really how racism operated, or were there other ways too?« I am not saying we must deny the individuals' experience or its importance. To the contrary, I believe that the best postcolonial studies begin from the lived experiences of colonized subjects. But I think that postcolonial studies in the humanities is inclined to take the individual's experience as the only thing of relevance, or as evidence for wider social processes, while social scientists are more interested see how those individual experiences connect to broader social patterns and mechanisms. This is exactly what C. Wright Mills called »the sociological imagination«; and it's exactly what is needed when pushing postcolonial theory from the humanities into social science.

> And my larger claim is that we need social scientific postcolonial studies, alongside postcolonial studies in the humanities. We cannot persuade skeptics – whether they be other scholars or the public – about the importance of colonialism, colonialism's legacies, and empire in our lives without providing some empirical validation. We can of course appeal to their human values through art and literature. But social science has a distinct contribution to make; specifically, to offer up empirical evidence of general social processes. This is why I argue in my book that a transdisciplinary project is not only possible but also desirable and essential.

> Now to the question of the values. I do not see a fundamental conflict between »science/value free sociology« on the one hand and »political activism« based upon values on the other. Instead, I see a necessary relation: the former informs the latter (and hopefully the latter informs the former). I am not saying they are exactly the same thing. To say that would be to fall into an epistemic relativism which I think we must resist at all costs (and which forces us into not being able to say which »news« is »fake« or not; and which would provide us now means of ever saying that colonialism is important for shaping social relations, etc.). So I'd instead be Weberian about it (one of the few times I'd be Weberian): I think that the essence of so-called

> »scientific« sociology (i.e. so-called »value free sociology«) lies in its pro-  
 > cedures for making, assessing and validating claims about the social  
 > world, and that these procedures are »value free« to the extent that,  
 > while they might emerge from certain values, they in themselves do  
 > not dictate values. To give one example: the method of regression  
 > analysis emerges from statistical reasoning which in turn has some  
 > origins in racist thinking of the 19<sup>th</sup> century. But if I use regression  
 > analysis, does that mean that my analysis dictates racist values? If I use  
 > regression analysis to show that the number one cause of a country's  
 > position in the socioeconomic world system is whether they had been  
 > colonized or not, does that mean that my analysis – just by virtue of  
 > the fact that the statistical procedure has racist origins – is racist?

> This is of course a complicated issue, but to my mind it can also be  
 > put quite simply: we cannot fight oppression in society if we do not  
 > understand the logics, dynamics and forms of oppression in society.  
 > And a postcolonial sociology can help us do that.

> *MB*: I thoroughly agree with you, Sina, that one reason for the delayed  
 > reception of postcolonial approaches in both Germany and the US  
 > stems from the perception that they were a domain of the humanities.  
 > As someone who has started out as a humanities scholar herself – I  
 > studied German and English philology in Bucharest before turning to  
 > sociology – I tend to see the synergies rather than the differences be-  
 > tween the humanities and sociology. What attracted me most to socio-  
 > logy was a class in sociolinguistics that I had taken as part of a philolo-  
 > gy curriculum. What drew me to qualitative research was Fairclough's  
 > critical discourse analysis, of which I had learnt as part of my English  
 > philology training, and which is widely used in sociology to this day.  
 > So, as social scientists, we need to be aware of the fact that discipli-  
 > nary boundaries are historical as well as political constructions, and  
 > that the emergence of the social sciences, as well as the intellectual  
 > division of labor between sociology, anthropology, political science,  
 > economics, and history, was concomitant as well as complicit with  
 > empire, something that Wallerstein's report *Open the Social Sciences* had  
 > already pointed out long ago. Therefore, while I agree with Julian that  
 > social scientists are more interested in broader patterns than in  
 > individual experiences, I do not think that social science's distinct  
 > contribution – in opposition to literary studies – is to provide empiri-

> cal evidence to general social processes. I believe sociology and literary  
> studies have a lot in common in terms of theory production, and that  
> literary studies, but also film studies and cultural studies more generally  
> – offer us some of the richest sources through which the teaching of  
> sociological theory can become more concrete as well as empirically  
> grounded (although not statistically representative).

> And yes, you are right, the perceived conflict between the norm of  
> a value-free sociology and a politically engaged postcolonial approach  
> still drives a wedge between sociology and postcolonial studies. On  
> the one hand, this is due to a misrepresentation of Max Weber's stan-  
> ce, or, rather, an overgeneralization of his view of only one phase of  
> the research process. He actually never advocated a value-free sociolo-  
> gy, and was well aware of the fact that researchers' class, upbringing,  
> and social location shape their interests and, thus, the research ques-  
> tions they regard as relevant. He did advocate value-freedom, but only  
> when assessing the results of empirically researching the questions  
> thus formed. He, however, again conceded that the recommendations  
> derived from the research results are shaped by individual values. So,  
> on the other hand, this misrepresentation of sociology as value-free  
> has led to a postulate of objectivity in social science research that  
> seems to be at odds with political activism. Yet, as we have all learnt  
> from feminist research, the personal is political and standpoint is cru-  
> cial. Postcolonialism is very similar to feminist standpoint theory in  
> this respect, in that it points out that there is no neutral, objective  
> standpoint, that perspectives are geopolitically located, shaped by  
> class, gender, and race-imbued values and historically contingent.  
> Weber would have agreed, and had indeed described his own position  
> as one derived »from the standpoint of Germanism« when arguing  
> against Polish immigration into Germany at the turn of the 20<sup>th</sup>  
> century, as I discussed in 2013. The Weberian sociology bequeathed  
> to us through Parsons and modernization theory has simplified his  
> position to advocate for value-freedom, but postcolonial sociology  
> can bring the political back into the social without the risk of losing  
> the explanatory power of sociology in the process.

- > *SF*: Many thanks to both of you for those insights into a very active research field. My last question is rather short: Are there any further readings beside the publications mentioned above you would recommend to our readers?
- > *MB*: As far as further reading is concerned, I think a crucial resource are non-English language publications. Postcolonialism is about so much more than the British Empire, or what gets published in English. For readers of Spanish, I recommend Catherine Walsh and Santiago Castro-Gómez *Indisciplinar las ciencias sociales: Geopolíticas del conocimiento y colonialidad del poder* published in 2002, and *Feminismos y poscolonialidad: descolonizando el feminismo desde y en América Latina*, edited by Karina Bidaseca and Vanesa Vazquez Laba in 2011. For an understanding of postcolonialism as applying to Eastern Europe as well as going beyond the humanities/social sciences divide have a look at Madina Tlostanova and Walter D. Mignolo *Learning to unlearn: Decolonial reflections from Eurasia and the Americas* (2012) or *Postcolonial Transitions in Europe. Contexts, Practices and Politics* published in 2016 by Sandra Ponzanesi and Gianmaria Colpani.
- > *JG*: Regarding books to read beyond what we've been discussing, I think that postcolonial sociology can learn a lot from Black Marxism and Native-American/Indigenous studies. It is already connected to these areas, but the links should be deepened. I'd therefore recommend, for starters, Cedric Robinson's *Black Marxism* from 1983 and *Decolonizing Methodologies: Research and Indigenous Peoples* by Linda Tuhiwai Smith published in 2012.

## References

- Alatas, S.F., Sinha, V. 2017: *Sociological Theory beyond the Canon*. London: Palgrave Macmillan UK.
- Amin, S. 2011 [1989]: *Eurocentrism: Modernity, Religion, and Democracy. A Critique of Eurocentrism and Culturalism*. Capetown: Pambazuka Press.
- Amir-Moazami, S. (Hg.) 2018: *Der inspizierte Muslim. Zur Politisierung der Islamforschung in Europa*. Bielefeld: transcript.

- Balibar, É., Wallerstein, I. 1991: *Race, Nation, Class. Ambiguous Identities*. London: Verso.
- Bhambra, G.K. 2007: *Rethinking Modernity. Postcolonialism and the Sociological Imagination*. Basingstoke, Hampshire, New York: Palgrave.
- Bidaseca, K., Vazquez Laba, V. (Hg.) 2011: *Feminismos y poscolonialidad. Descolonizando el feminismo desde y en América Latina*. Buenos Aires: Ediciones Godot.
- Boatcă, M. 2011: Von den Siegern geschrieben. Anmerkungen über die »Welt« in »Weltgeschichte«. *Erwägen-Wissen-Ethik*, vol. 22, no. 3, 351–353.
- Boatcă, M. 2013: »From the Standpoint of Germanism«. *A Postcolonial Critique of Weber's Theory of Race and Ethnicity*. In J. Go (Hg.), *Postcolonial Sociology*. Bingley, U.K.: Emerald, 55–80 [»Vom Standpunkt des Deutschtums«. Eine postkoloniale Kritik an Webers Theorie von Rasse und Ethnizität. In S. Amir-Moazami (Hg.) 2018: *Der inspizierte Muslim. Zur Politisierung der Islamforschung in Europa*. Bielefeld: transcript, 61–90].
- Connell, R. 2008: *Southern Theory. The Global Dynamics of Knowledge in Social Science*. Crows Nest, NSW: Allen and Unwin.
- Conrad, S., Randeria, S. (Hg.) 2002: *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Coronil, F. 2004: *Latin American Postcolonial Studies and Global Decolonization*. In N. Lazarus (Hg.), *The Cambridge Companion to Postcolonial Literary Studies*. Cambridge: Cambridge University Press, 221–240.
- Go, J. (Hg.) 2013: *Postcolonial Sociology*. Bingley, U.K.: Emerald.
- Go, J. 2016: *Postcolonial Thought and Social Theory*. Oxford: Oxford University Press.
- Go, J.: *Postcolonial Possibilities for the Sociology of Race. Sociology of Race and Ethnicity*. Forthcoming.
- Gutiérrez Rodríguez, E. 1999: Fallstricke des Feminismus: Das Denken »kritischer Differenzen« ohne geopolitische Kontextualisierung. Einige Überlegungen zur Rezeption antirassistischer und postkolonialer Kritik. *Polylog. Zeitschrift für interkulturelles Philosophieren*. No. 4, 13–24.
- Gutiérrez Rodríguez, E., Boatcă, M., Costa, S. (Hg.) 2016: *Decolonizing European Sociology. Transdisciplinary Approaches*. London, New York: Routledge.
- Lazarus, N. (Hg.) 2004: *The Cambridge Companion to Postcolonial Literary Studies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Meer, N. 2018: »Race« and »post-colonialism«: should one come before the other? *Ethnic and Racial Studies*, vol. 41, no. 6, 1163–1181.
- Ponzanesi, S., Colpani, G. 2016: *Postcolonial Transitions in Europe. Contexts, Practices and Politics*. London, New York: Rowman & Littlefield International.
- Robinson, C.J. 2000 [1983]: *Black Marxism. The Making of the Black Radical Tradition*. Chapel Hill, London: University of North Carolina Press.

- Shohat, E., Stam, R. 2013 [1994]: *Unthinking Eurocentrism. Multiculturalism and the media*. London: Routledge.
- Smith, L.T. 2012: *Decolonizing Methodologies. Research and Indigenous Peoples*. London: Zed Books.
- Tlostanova, M.V., Mignolo, W.D. 2012: *Learning to Unlearn. Decolonial Reflections from Eurasia and the Americas*. Columbus: Ohio State University Press.
- Wallerstein, I. 2001: *Unthinking Social Science. The Limits of Nineteenth-Century Paradigms*. Philadelphia: Temple University Press.
- Wallerstein, I., Juma, C., Fox Keller, E. 1996: *Open the Social Sciences. Report of the Gulbenkian Commission on the Restructuring of the Social Sciences*. Stanford: Stanford University Press.
- Walsh, C.E., Schiwy, F., Castro-Gómez, S. 2002: *Indisciplinar las ciencias sociales. Geopolíticas del conocimiento y colonialidad del poder: perspectivas de lo andino*. Quito: Universidad Andina Simón Bolívar.

# Die Interpretativität des Quantitativen

oder: Zur Konvergenz von qualitativer und  
quantitativer empirischer Sozialforschung<sup>1</sup>

*Nina Baur, Hubert Knoblauch*

## 1 Der Lagerstreit in der deutschen Soziologie

Die Diskussion um wissenschaftliche Tatsachen im letzten Heft dieser Zeitschrift (Mau, Villa 2018; Grunow 2018; Nassehi 2018) verweist auf den schon lange schwelenden Streit zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung. Eines der Kennzeichen dieser vielstimmigen und zum Teil sehr scharf ausgetragenen Debatte ist, dass die beiden »Lager« die Differenzen zwischen den vermeintlich so unterschiedlichen Methodologien deutlich überziehen, wobei es keineswegs Zufall ist, dass die schärfsten Beiträge nicht in soziologischen Fachzeitschriften erscheinen, sondern eher eine breitere Öffentlichkeit bedienen und mit entsprechender Polemik verbunden sind.

Ein Beispiel für eine solche stark vereinfachende Debatte ist etwa die von Strübing formulierte These, qualitative Sozialforschung könne nicht der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft formulierten Forderung nach Replikation nachkommen (DFG 2017), also – im engeren Sinne – der Verlässlichkeit von Messungen oder – im weiteren Sinne – der Wiederholbarkeit einer Untersuchung und potentiell auch der Untersuchungsergebnisse, und dass nicht nur in der qualitativen Sozialforschung, sondern

---

<sup>1</sup> Dieser Beitrag stellt eine Kurzform von Argumenten dar, die ausführlich erläutert wurden in Knoblauch (2013), Knoblauch et al. (2018), Baur et al. (2018), Knoblauch (2018) und Baur (2018).

generell in der empirischen Forschung »Replizierbarkeit [...] ein Symptom für gravierende Fehlentwicklungen im (nicht nur) deutschen Wissenschaftssystem« sei (Strübing 2018). Der Konflikt wird in der Entgegnung von Auspurg und Brüderl (2018) deutlich, die Strübing entschieden widersprechen: Sie räumen zwar ein, dass Replizierbarkeit auch in quantitativen Studien schwer einzulösen sei, kritisieren aber, dass mit der Weigerung dazu auch die herkömmlichen wissenschaftlichen Gütekriterien von Transparenz, Nachvollziehbarkeit usw. außer Kraft gesetzt seien. Es ist typisch für diese Art der Diskussionsführung, dass diese Kritik mit dem methodologisch-wissenschaftstheoretischen Vorwurf des »Relativismus/Konstruktivismus« verbunden wird, die – so Auspurg und Brüderl (2018) – nicht nur von Strübing, sondern »in weiten Teilen der Sozial- und Geisteswissenschaften vertreten« werden. Zwar unterstreicht Strübing in der Tat eines der Probleme der Replikation, namentlich, dass dieser eine »vereinfachende Idealisierung zugrunde gelegt [wird], dass die Realität unabhängig vom Beobachter gegeben ist und durch geeignete Messungen objektiv verfügbar gemacht werden kann« (Strübing 2018), vertritt aber ansonsten keine konstruktivistische, sondern eine entschieden pragmatistische Position.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass in diesem öffentlich inszenierten Methodenstreit von beiden Seiten methodologische, theoretische und wissenschaftsphilosophische Entwicklungen (mindestens) der letzten hundert Jahre vereinfacht oder übergangen werden. Denn während die Paradigmendebatte zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung international erst in den 1980ern auflebte und in den 2000ern in die Etablierung einer Mixed-Methods-Community mündete (Baur, Kelle, Kuckartz 2017: 4 ff.), tobt sie in Deutschland seit der Zuspitzung des Werturteilsstreits und des (Ersten) Methodenstreits der 1920er Jahre zum Positivismusstreit bzw. Zweiten Methodenstreit in den 1960er Jahren (Ritsert 2010). Ungeachtet einer sehr langen und differenzierten Auseinandersetzung vermitteln aber beide Diskussionsparteien in der aktuellen Debatte – für die Strübing (2018) und Auspurg und Brüderl (2018) ein fast idealtypisches Beispiel sind – den Eindruck, als gebe es nur eine eher »positivistische« bzw. »kritisch-rationalistische« und eine eher »psychologische« bzw. »radikal-konstruktionistische« Position, die mit starken Formen eines soziologischen Postmodernismus gleichgesetzt werden, wie sie etwa von Bauman (2000) vertreten wird. »Wenn aber« – wie Mau und Villa zu Recht konstatieren – »keine ehrliche, sachliche Debatte rund um Methoden oder Epistemologien geführt wird, kommt es unter Umständen zu blinden Flecken und Tunnelblicken, die

[...] das eigene Wissen gegen wissenschaftlich anders gelagerte Befragungen immunisieren.« (Mau, Villa 2018: 280) Man könnte fast behaupten, dass erst eine derart unsachliche und unzulässig vereinfachende Debatte einen echten Angriff auf die Wissenschaftlichkeit der Sozialwissenschaften darstellt – und zwar von innen heraus.

Vor dem Hintergrund der gerade in der deutschsprachigen Soziologie sehr differenziert geführten Methodologie- und Theoriedebatten erscheint diese Gegenüberstellung darüber hinaus nicht nur holzschnittartig, sondern ignoriert wesentliche historische Entwicklungen und gegenwärtige Positionen, auf denen sowohl die quantitative als auch die qualitative Forschung aufbauen – von deren Verbindungen ganz abgesehen. Tatsächlich ist die Replikation von Forschungsergebnissen, wie bereits Weber 1904 bemerkte, in den meisten Bereichen nicht nur der qualitativen Sozialforschung deutlich schwieriger als in den Naturwissenschaften (Weber 1988), unter anderem weil sich der Gegenstandsbereich der Soziologie rasch wandeln und die »doppelte Hermeneutik« (Giddens 1984: 374) das Forschungsfeld selbst affizieren kann. Dennoch werden Forschende, die sich mit Strukturen und Sequenzen von Interaktionen etwa in der Tradition Goffmans (1959) und Garfinkels (1967), aber auch mit Analysen kommunikativer Prozesse, Gattungen und Handlungen beschäftigen und vor allem mit dauerhaft objektivierten und hochgradig gegenstandsadäquaten Daten, wie Tonband und Videoaufzeichnungen (zum Beispiel Tuma, Schnettler, Knoblauch 2013) arbeiten, sicherlich die Frage nach der Replikation keineswegs als irrelevantes Problem behandeln. Ganz im Gegenteil dürfte die Suche nach Strukturen und Formen sogar definitorisch mit der Annahme der Replikation von Untersuchungen verbunden sein – wobei Abwandlungen und Variationen systematisch mit in Betracht gezogen werden können.

Es steht außer Zweifel, dass die bisherigen Überlegungen dieser typischerweise als »qualitativ« bezeichneten Forschungstraditionen noch weitergeführt werden müssen, auch und gerade weil sich die methodologische Debatte innerhalb der qualitativen Sozialforschung zuweilen eher rituell als reflexiv an den Vorgaben der *Grounded Theory* (Glaser, Strauss 1980) aus den 1960er Jahren hält. Gleichwohl muss betont werden, dass es weder *die* qualitative Sozialforschung gibt, noch dass sich diese einheitlich und in dem einfachen Sinne als »postmodern« versteht, wie dies von Strübing (2018) unterstellt wird. Noch weniger aber wird die von Auspurg und Brüderl (2018) vorgenommene vereinfachte Charakterisierung als »konstruktivistisch« ihrer Methodologie gerecht. Es ist durchaus überraschend, dass

gerade in der deutschsprachigen Diskussion – in der ja der Sozialkonstruktivismus durch einen namhaften Vertreter repräsentiert war, nämlich Thomas Luckmann, der auch einen maßgeblichen Einfluss nicht nur auf die Ausbildung der qualitativen Methoden hatte – immer noch die undifferenzierte Bezeichnung einer eher psychologischen oder radikalen Fassung des Konstruktivismus gepflegt wird – und zwar, leider, auch durchaus in wissenschaftstheoretischen Übersichten.

Wer aber eine etwas vertiefte, über die plakativen Zuordnungen modischer Kulturdebatten hinausgehende Theoriekenntnis hat, wird kaum übersehen haben, dass ja gerade die Soziologie eine eigene Theorie der »sozialen Konstruktion der Wirklichkeit« (Berger, Luckmann 1966) entwickelt hat, die laut Esser (2002) – der ja wiederum gemeinhin dem »quantitativen Lager« zugeordnet wird – neben der Theorie Max Webers eine der beiden Säulen ist, auf die sich alle (deutschsprachigen) Soziologien als Grundlage ihres Faches einigen können. So wenig individuell beliebig diese soziale Konstruktion ist, so stark pocht die damit verbundene Forschung von Anfang an auf die Rolle von objektivierten Daten, seien diese sprachlicher Natur, audiovisuelle Aufzeichnungen oder – und durchaus auch bei Luckmann und seinen Schülern – standardisierte Daten. Die Besonderheit der sozialkonstruktivistischen Zugangsweise besteht dabei keineswegs in der Ablehnung der (im sozialen Handeln erzeugten) Objektivität der Wirklichkeit und der Daten über diese Wirklichkeit. Die Besonderheit besteht vielmehr in einem reflexiven Umgang mit diesen Daten (Knoblauch 2018). Denn so sehr Daten Objektivierungen sind, so wenig darf übersehen werden, dass auch diese Objektivierungen in sozialen Handlungen erzeugt werden (Knoblauch 2017: 155 ff.) – und zwar sowohl in der quantitativen, als auch qualitativen Forschung, häufig mediatisiert durch hochkomplexe Kommunikations- und Informationstechnologien.

## 2 Zur Interpretativität quantitativer Sozialforschung

Diese Reflexivität und die damit verbundene Interpretativität wird klassisch mit dem Begriff der »interpretativen Methoden« (Knoblauch 2013; Knoblauch et al. 2018; Baur et al. 2018) angezeigt. Es ist nun eine erste zentrale These dieses Beitrags, dass diese Interpretativität keineswegs nur eine Besonderheit der qualitativen Methoden ist, denn bei fast allen deutschsprach-

chigen quantitativen Sozialforschenden gilt als selbstverständlich, dass alle Sozialforschung grundsätzlich interpretativ ist und dass das Verstehen ein wichtiger Bestandteil der Sozialforschung ist.

Gleichzeitig betont etwa Hartmut Esser, dass sich Verstehen und Erklären nicht grundsätzlich trennen lassen (Greshoff 2008: 413), sondern vielmehr aufeinander bezogen sind. »*Verstehen* zielt [bei Esser] darauf ab, anzugeben, was ist, somit auf eine Beschreibung sozialer Phänomene; *Erklären* zielt darauf ab anzugeben, warum etwas ist« (ebd.: 415, Hervorhebung im Original). Esser nimmt hier die klassische Definition Webers aus dem Jahr 1921 auf, für den die Soziologie eine Wissenschaft ist, die verstehen und erklären will (Weber 1980: 1). Die Erklären-Verstehen-Differenz bildet letztlich den Kern der Methodenstreite des 19. und 20. Jahrhunderts. Ein Streitpunkt der Debatte ist bis heute, ob man sich methodologisch entscheiden muss, ob man erklärt oder versteht, ob sich also die beiden Zugänge zu sozialer Wirklichkeit wechselseitig ausschließen – oder ob man zugleich verstehen und erklären kann oder sogar muss und welcher dieser beiden Zugänge dann für die Sozialforschung wichtiger ist (Greshoff, Kneer, Schneider 2008: 7). Im Zuge dieser nun seit fast 200 Jahren schwellenden Debatte haben sich praktisch alle Sozialtheoretiker mit diesem Problem befasst und dabei recht unterschiedliche Erklärens- und Verstehens-Begriffe entwickelt. So ist bis heute unklar, ob mit »Erklären« die Typenbildung oder das Aufdecken von Kausalzusammenhängen gemeint ist (ebd.: 9). Alfred Schütz (1932) etwa vergleicht die quantitativen Methoden mit einer »Kurzschrift« und betrachtet Verstehen als eine spezifische Variante des Erklärens (Endreß 2008).

Im Zuge dieser Methoden-Debatte wird üblicherweise die Aufgabe des Verstehens der qualitativen Forschung, die des Erklärens der quantitativen Forschung zugewiesen. Dies ist in mehrfacher Hinsicht falsch:

Erstens ist es entgegen einem weitläufigen Vorurteil mitnichten so, dass sich qualitative Methoden nicht für die Aufklärung von Kausalverhältnissen eignen. Vielmehr existiert eine ganze Reihe von qualitativen Ansätzen – wie etwa die bereits erwähnte *Grounded Theory*, aber auch die Fallstudien-Methode oder *Qualitative Comparative Analysis* (QCA) –, die explizit darauf abzielen, soziale Phänomene zu erklären (Baur 2018: 310 ff.).

Zweitens beschränkt sich quantitative Sozialforschung – wie etwa Akremi (2018) und Baur (2019) zeigen – nicht nur auf Erklären im Sinne des Aufklärens von Kausalbeziehungen, sondern kann sehr viele andere Analyseziele verfolgen und tut dies in der Praxis auch. So existieren etwa

zahlreiche statistische Verfahren, die in der Lage sind, soziale Prozesse zu modellieren; zu untersuchen, wie Individuen – seien es Personen, Situationen oder Texte – in breitere soziale Kontexte eingebettet sind; oder soziale Beziehungen aufzuklären. Ebenso kann quantitative Sozialforschung kollektive Wissensbestände, soziale Praktiken oder Typen identifizieren und rekonstruieren (Baur 2019). Während das Verstehen also sehr explizit Teil qualitativer Forschung ist, existieren folglich auch in der quantitativen Sozialforschung zahlreiche Verfahren, die einen verstehenden Zugang zu standardisierten Daten ermöglichen und sogar erfordern, etwa die Faktoren- und Clusteranalyse (Akremi 2018) oder die Korrespondenzanalyse (Lebaron 2009; Blasius, Schmitz 2013).

Drittens ist weder alle qualitative Sozialforschung interpretativ, noch lassen sich bestimmte qualitative Methoden eindeutig der interpretativen bzw. nichtinterpretativen Tradition zuordnen – man denke etwa an die strukturalistische Sozialtheorie und den Falsifikationismus der frühen objektiven Hermeneutik (Oevermann et al. 1979) oder die nichtinterpretative qualitative Inhaltsanalyse in der Tradition von Mayring (2003). Kuckartz (2016) vertritt dagegen eine interpretative Variante der qualitativen Inhaltsanalyse. Maiwald (2018) stellt eine interpretative Variante der objektiven Hermeneutik vor, wohingegen wiederum beispielsweise Wernet (2006) eine nichtinterpretative Variante der objektiven Hermeneutik verfährt, die konsequent an einem tiefengrammatischen, das heißt strukturalistischen Regelbegriff festhält.

Auch wenn eine (vermutlich sehr kleine) Gruppe von quantitativ Forschenden (zum Beispiel Schnell, Hill, Esser 1999) bis heute fest daran glaubt, dass objektive Erkenntnis in dem Sinne möglich ist, dass bei konstanten Tatsachen Forschungsergebnisse unabhängig von der Person der Forschenden repliziert werden können, so wird doch, viertens, auch in der quantitativen Sozialforschung die Notwendigkeit zu interpretieren als eigenständiges Problem anerkannt. So schreibt Opp in einer früheren Ausgabe dieser Zeitschrift: »Traue keinen Daten (einschließlich Zahlen), die fest etabliert zu sein scheinen«. (2012: 153) Und Grunow präzisiert, »dass es einfache ›Fakten‹, oder, wie Schütz es nennt, ›Tatsachen‹ nicht gibt, weil ›[a]lle Tatsachen [...] immer schon aus einem universellen Zusammenhang durch unsere Bewußtseinsabläufe ausgewählte Tatsachen [sind]«. Entsprechend »ist das, was wir als Ausschnitt der sozialen Realität wahrnehmen (also unsere ›Fakten‹) immer bereits kulturell überformt und gedeutet«, weshalb es »unumstößliche Gewissheiten bezogen auf wissenschaftliche

Aussagen oder deren völlige Objektivität nicht geben kann« (Grunow 2018: 286 f.).

Mit anderen Worten geht auch die quantitative Sozialforschung davon aus, dass es immer eine Differenz zwischen Daten und sozialer Wirklichkeit geben wird. In der quantitativen Tradition wird diese unter anderem mit dem Begriff des »Fehlers« erfasst, den Forschende begehen, wenn sie versuchen, die Wirklichkeit »objektiv« zu erfassen. Der Begriff des »Fehlers« soll ausdrücken, dass der Mangel auf Seiten der Forschenden und nicht des Gegenstandsbereichs liegt. Das hat auch zur Folge, dass bei prozessproduzierten Daten (einschließlich digitalen Daten) nicht – wie bei forschungsinduzierten Daten – von »Fehlern«, sondern von einer »Datenkunde« gesprochen wird (Bick, Müller 1984; Baur 2009). Bei forschungsinduzierten Daten können im Verständnis der quantitativen Forschung in verschiedenen Stadien des Forschungsprozesses auch verschiedene Fehler auftreten: Bei der Datenerhebung können es etwa Messfehler sein, bei der Stichprobenziehung können Stichprobenfehler entstehen – und ganz in der Logik der quantitativen Sozialforschung wird stets versucht, diese Fehler selbst zu quantifizieren, also mit Hilfe von verschiedenen Maßzahlen auszudrücken (ausführlich Groves et al. 2009).

Wie diese Fehler methodologisch kontrolliert – also entdeckt, gemessen, beseitigt oder zumindest minimiert – werden können, wurde über fast hundert Jahre in jeweils distinkten quantitativen Methodendebatten (die allerdings viel interdisziplinärer sind als die qualitativen Methodendebatten) jeweils gesondert diskutiert. Diese ständige Reflexion ist zutiefst in der quantitativen Forschungspraxis verankert und als wissenschaftlicher Diskurs mit eigener Methoden-Forschung, Tagungen und Publikationen organisiert, der jüngst etwa zur Etablierung der *Survey Methodology* als eigener Subdisziplin mit eigenen Studiengängen (von Thenen 2011) geführt hat. Zu diesen Forschungspraktiken zählt die Befassung mit der Subjektivität von Protokollsätzen (Neurath 1932; Adorno et al. 1969), dem Messfehler (Groves et al. 2009), der Datenqualität (Blasius, Thiessen 2012; Baur 2009; Salais 2016; Kelle 2018), der Erfassung von Sinnstrukturen (Penissat et al. 2016; Akremi 2018), sowie mit Generalisierungsstrategien (Ziegler 2017) – um nur einige zu nennen.

Etwa um die Jahrtausendwende vollzog sich dann insofern eine Umkehr, als erkannt wurde, dass diese verschiedenen Fehler – also Interpretationsprobleme – aufeinander bezogen sind. Will man etwa in standardisierten Befragungen Wissen, Handlungsziele oder die Lebenssituation einer

Person möglichst genau erfassen, muss man auch möglichst viele Fragen stellen, um einen möglichst kleinen Messfehler zu erhalten. Dies erhöht aber wiederum den Stichprobenfehler (genauer: »Nonresponse-Fehler«), weil, je länger der Fragebogen ist, desto mehr Personen eine Befragung abbrechen oder ganz verweigern. Um diesem Problem zu begegnen, werden im Zuge der Etablierung des Modells des *Survey Life Cycles* diese verschiedenen Fehler systematisch zusammengedacht und mit dem *Total Survey Error* (TSE) zu einem Gesamtfehler verrechnet (Groves et al. 2009). Für die Debatte um Interpretativität ist dabei zentral, dass die jüngere quantitative Sozialforschung davon ausgeht, dass der TSE nie den Wert 0 annehmen, sondern nur minimiert werden kann, das heißt, dass eine – im Sinne der quantitativen Methodologie – eindeutige, fehlerfreie Messung (bzw. Abbildung) der Wirklichkeit grundsätzlich nicht möglich ist.

Auch wenn man sich darüber streiten kann, ob der Versuch gelingen wird, quantitative Datenqualität und Interpretationsprozesse methodologisch zu reflektieren, ist damit doch festzuhalten, dass zumindest die meisten deutschsprachigen quantitativ Sozialforschenden dem Verstehen eine wichtige Rolle in der Sozialforschung einräumen und sich auch der Konstruiertheit ihrer Daten wohlbewusst sind, auch wenn sie den Begriff der Interpretativität in der Regel nicht verwenden. Dies drückt sich unter anderem auch in der Betonung des methodologischen Individualismus aus, der als Kritik an Durkheims strukturalistischer, nichtinterpretativer Perspektive gemeint ist (Durkheim 1984) und nicht unbedingt bedeuten muss, dass eine handlungstheoretische Perspektive eingenommen wird.

Es lässt sich also festhalten, dass »interpretative Sozialforschung« und »qualitative Sozialforschung« ganz offensichtlich nicht dasselbe sind und dass die deutschsprachige Soziologie in ihrer Konstitutionsphase – egal ob sie qualitativ, quantitativ oder historisch arbeitete – immer auch interpretative Sozialforschung war. Deswegen muss man nun mit Nassehi (2018: 297) fragen: »Wo ist denn jetzt der Konflikt geblieben?«

Wir vertreten im Folgenden die These, dass tatsächlich der hochemotional und stark simplifizierende Paradigmenstreit insofern Teil des Problems ist, als dass die Positionen des jeweiligen »anderen« Lagers oft rhetorisch so stark überspitzt werden, dass verschiedene methodologische Probleme vermengt werden, die in der Geschichte der Theorie- und Methodologie-Debatte separat behandelt wurden und entweder gar nichts oder nur bedingt etwas mit der Unterscheidung zwischen qualitativer und quantitativer Forschung zu tun haben – und genau über diese Probleme müssten wir

eigentlich diskutieren, um der »Angriffe auf die Wissenschaft« (Mau, Villa 2018) Herr zu werden. Deswegen werden wir einige dieser »eigentlichen« Streitpunkte im Folgenden kurz skizzieren, und zwar aus der Perspektive der quantitativen Sozialforschung, weil diese eben – wie gerade dargestellt – so tief in der Forschungspraxis verwurzelt sind, dass sie heute nur noch selten expliziert werden, und weil verschiedene Positionen der qualitativen Forschung in jüngster Zeit wesentlich explizierter formuliert wurden (zum Beispiel Knoblauch et al. 2018; Strübing et al. 2018).

### 3 Kriterien der Wissenschaftlichkeit und die Subjektivität der Forschenden

#### 3.1 Standortgebundenheit und Parteilichkeit

Die Verfechter der quantitativen Sozialforschung vertreten auch heute noch fast ausnahmslos die Perspektive der Notwendigkeit eines starken Wissenschafts-Begriffs mit eindeutigen Kriterien der Wissenschaftlichkeit, um *Alternative Facts* und *Fake News* von belegten Tatsachen unterscheiden zu können und damit die von Mau und Villa (2018) festgestellten Angriffe auf die Wissenschaft abzuwehren. Das Festhalten der quantitativen Sozialforschung am harten Wissenschaftskriterium hat zur Folge, dass die Subjektivität der Forschenden und damit die Interpretativität zum Problem wird: Die interpretative und quantitative (!) Sozialforschung sind sich einig darin, dass alle Sozialforschenden standortgebunden und deshalb die Welt perspektivisch, selektiv und relational auffassen; ihre Theorien sind zudem an Wünsche, Interessen und Bedürfnisse gebunden. Dies hat – in der Sprache der quantitativen Sozialforschung – mehrere Quellen: den anthropologisch verankerten Wunsch von Menschen bzw. die Suche nach Regelmäßigkeiten und Mustern, die durch soziale Achtung, Normen, Konformitätsdruck erzeugte Tendenz zu erwartungsabhängigen Beobachtungen, den Hang zu selbsterfüllenden Prophezeiungen, die intuitive Wahrnehmung von Wahrscheinlichkeiten im Alltag, die zur Überschätzung kleiner und Unterschätzung großer Risiken führt, oder schließlich Deduktionsfehler (Diekmann 2004: 40 ff., 69 ff.; Opp 2012). Dieses vor allem aus der Wissenssoziologie übernommene Theorem der Perspektivität der Beobachterposition (vgl. Knoblauch 2005) führt zu einer Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Stichprobenselektion, die wiederum Forschungsergeb-

nisse verzerrt und damit Objektivität verhindert (Diekmann 2004: 40 ff., 69 ff.; Opp 2012).

Dass die Subjektivität der Forschenden ein methodologisches Problem darstellt, war – wie bereits erwähnt – bereits seit dem 19. Jahrhundert ein Thema der Wissenschaftstheorie und einer der Gründe für die Ausdifferenzierung der (deutschsprachigen) Soziologie als Wissenschaft (von der Geschichtswissenschaft und Statistik bzw. Nationalökonomie), die mit Hilfe von Theorie und Methoden helfen sollte, die Standortgebundenheit der Forschenden zu reflektieren und kontrollieren (Baur 2005: 25 ff.). Aus der Perspektive der quantitativen Sozialforschung ist das primäre Ziel der Methoden der empirischen Sozialforschung, diese Subjektivität der Forschenden methodologisch zu reflektieren und zu handhaben (Baur 2008: 193). In der Frühzeit der Soziologie wurde die Subjektivität der Forschenden in drei Komponenten aufgeteilt, die allerdings nur analytisch, nicht aber forschungspraktisch voneinander getrennt werden können: Parteilichkeit, Perspektivität und Verstehen (ebd.: 192 f.).

Aus dieser Differenzierung entstanden drei Debattenstränge, die heute nahezu unverbunden sind (Baur et al. 2018: 268 ff.), von denen im Kontext dieses Beitrags vor allem die Debatte um Parteilichkeit relevant ist. Diese entbrannte in der deutschen Soziologie und Nationalökonomie erstmals im Werturteilsstreit in den 1920ern. Kernstreitpunkte waren das Verhältnis von Wissenschaft zur Politik und die Frage, ob die Sozialwissenschaftler praktische Forderungen oder Normen aufstellen und normativ verbindliche Aussagen über politische Maßnahmen machen können und dürfen. Im Zuge dieser Debatte unterschied Max Weber zwischen Seins- und Sollensaussagen und wies die Ermittlung der Seinsaussagen der Wissenschaft, die Erstellung von Sollensaussagen der Politik zu.

Aufbauend auf Webers Überlegungen zur Werturteilsfreiheit unterscheidet die moderne quantitative Sozialforschung in Bezug auf die Frage, welche Rolle Werte in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen spielen können und sollen, verschiedene Formen von Werten. Dabei sieht sie drei Formen von Werten in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen als vollkommen legitim an (Diekmann 2004: 40 ff., 69 ff.):

- Sozialwissenschaftler können die Werte von Menschen – etwa die Haltung der deutschen Bevölkerung zur AfD – selbst zum Untersuchungsgegenstand machen. Da sich im Sinne der deduktiv-hypothetischen Vorgehensweise Forschende vom Untersuchungsgegenstand distanzieren, erscheint dies der quantitativen Sozialforschung vollkommen un-

- problematisch, da hier Werte etwa im Rahmen einer standardisierten Befragung und statistischen Verfahren zur Analyse von Sinnstrukturen mit den Regeln der empirischen Sozialforschung untersucht werden.
- Das »Relevanzproblem« befasst sich mit der Frage, was eigentlich interessante und legitime Forschungsfragen sind, die einer wissenschaftlichen Untersuchung würdig sind. Dies ist insofern eine normative Setzung, als das, was für relevant gehalten wird, sehr stark vom Zeitgeist bzw. den in einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit vorhandenen Problemen abhängt. So waren etwa die Bildungssoziologie bis zum Pisa-Schock oder die Migrationsforschung bis zur Flüchtlingskrise Randgebiete der Soziologie, für die kaum Forschungsgelder oder interessierte Publika gefunden werden konnten.
  - Die Forschungsethik bzw. »Wertbasis der Wissenschaft« befasst sich mit den Regeln der guten wissenschaftlichen Praxis. Auch wenn es hier durchaus zu Konflikten zwischen Wissenschaftlichkeit und Forschungsethik kommen kann, da wissenschaftlich hochwertige Forschung nicht notwendig ethisch ist, wird spätestens nach dem 2. Weltkrieg unhinterfragt der Forschungsethik insofern der Vorrang gegeben, als diese im Zweifelsfall beschränkt, was überhaupt erforscht werden darf (zum Beispiel RatSWD 2017a). Institutionell zeigt sich dies etwa in den langen Debatten über Datenschutz (RatSWD 2017b) und informationelle Selbstbestimmung (Mühlichen 2019), die nicht nur juristisch verankert sind, sondern sich auch in ausgeklügelten und in der quantitativen Sozialforschung seit den 1970ern fest etablierten Standardprozeduren etwa zur Archivierung (RatSWD 2016) und Publikation von wissenschaftlichen Ergebnissen niederschlagen, die stets darauf ausgerichtet sind, die Forschungssubjekte zu schützen.

Grundsätzlich abgelehnt werden dagegen die Werturteile in engerem Sinn: die Parteilichkeit. In der Tradition von Weber sollen Seins- und Sollensausagen sauber getrennt und Werturteile in wissenschaftlichen Aussagen absolut vermieden werden, da diese den Forschungsprozess verzerren können. Als problematisch wird auch gesehen, dass Forschende unbewusst beeinflusst werden können – wenn etwa im Rahmen von Auftragsforschung bestimmte Themen gesetzt oder Forschungsergebnisse im Sinne des Auftraggebers geschönt werden. Daher zieht sich die quantitative Forschung historisch bewusst in den »Elfenbeinturm« zurück, um einen möglichst distanzierten, nichtnormativen Blick auf den Gegenstandsbereich zu erhalten. Um erste Hinweise auf mögliche Parteilichkeit zu erlangen, ist – so Opp –

»grundsätzlich die erste Frage, die gestellt werden sollte: Wer sammelte oder wer veröffentlichte die Daten zuerst? War es ein Wissenschaftler, eine Regierungsbehörde, ein Forschungsteam oder eine private Firma? [...] Wenn man zum Beispiel historische Daten beurteilt, ist es ratsam, zuerst einige Eigenschaften des Historikers zu ermitteln, der die Daten gesammelt hat, bevor man beginnt, die Daten selbst zu analysieren [...]. Mit anderen Worten, die Interessen und Sichtweisen des Historikers und ihr potentieller Einfluss auf die präsentierten Daten sollten analysiert werden. Das trifft auf jede Form von Daten zu« (Opp 2012: 153 f.).

Ungeachtet dessen ist sich die quantitative Forschung durchaus bewusst, dass sich die Subjektivität der Forschenden und damit das Problem der Parteilichkeit niemals vollkommen beheben lassen. Forschende stehen daher – wie das obige Zitat verdeutlicht – unter Generalverdacht, dass sie grundsätzlich Wissenschaft gefährden. Daher wurde eine Reihe von Gegenmaßnahmen entwickelt.

### 3.2 Gegenmaßnahme 1: Standardisierung

Wegen ihres grundsätzlichen Misstrauens gegenüber der Subjektivität der Forschenden versucht die quantitative Sozialforschung, erstens, diese Subjektivität durch Standardisierung weitgehend komplett auszuschalten: Um möglichst die Notwendigkeit jeglicher Interpretation zu vermeiden, wird alles standardisiert, was sich standardisieren lässt: die Fallauswahl (Zufallsstichprobe), die Erhebungsinstrumente (Fragebogen), die Erhebungssituation (Interviewerschulung), die Auswertung (deskriptive Statistik) und die Generalisierung (induktive Statistik).

Dieser Versuch, die Notwendigkeit zu interpretieren komplett auszuschalten, muss jedoch, wie erwähnt, als gescheitert angesehen werden, da – wie die Survey-Forschung (Groves et al. 2009; Blasius, Thiessen 2012; Baur 2014) selbst gezeigt hat – an allen möglichen Stellen Interpretationsprobleme einsickern und vor allem an kritischen Stellen des Forschungsprozesses Interpretationsbedarf besteht, der nicht standardisiert gehandhabt werden kann. Dies betrifft sowohl die Datenerhebung (Kelle 2018) als auch die Auswertung (Akremi 2018; Baur 2018) als auch die Generalisierung (Ziegler 2017).

### 3.3 Gegenmaßnahme 2: Soziologische Theorie

Als zweite Gegenmaßnahme hat die soziologische Theorie die Funktion, Standortgebundenheit in Perspektivität umzuwandeln und dadurch diskutierbar zu machen, vor allem, weil verschiedene Theorien im Zuge der empirischen Sozialforschung gegeneinander getestet werden können. Die theoretische Perspektive muss daher zu Beginn jeden Forschungsprozesses explizit gemacht werden, um die Forschungsfrage sachlich, zeitlich, räumlich und hinsichtlich der Handlungsebene zu verankern und die Methodenwahl, Datenerhebung und Stichprobenstrategie zu lenken (Baur 2005, 2008: 197 ff.) bzw. »vermittelte Unmittelbarkeit« (Lindemann, Barth, Tübel 2018) herzustellen.

Auch wenn dies für qualitative und quantitative Sozialforschung gleichermaßen gilt, so missversteht die quantitative Sozialforschung doch gerne die Offenheit der qualitativen Sozialforschung als Theorielosigkeit (vgl. hierzu Kalthoff, Hirschauer, Lindemann 2008). Eine ebensolche Theorielosigkeit wirft die qualitative Sozialforschung der quantitativen Sozialforschung vor, wenn sie etwa der Methodologie der Rational-Choice-Theorie ein subsumptionslogisches Vorgehen und ein abstrakt-unhistorisches Akteursmodell unterstellt, dessen Defizienz durch Einbeziehung konstruktivistischer Ergänzungen lediglich verdeckt werde.

Beides ist ein Missverständnis, das – und das sei an dieser Stelle ausdrücklich gesagt – durch wechselseitige Unkenntnis der Details der jeweils anderen theoretischen Debatten und Forschungspraxis entsteht:

- Qualitative Sozialforschung geht explizit davon aus – wie etwa Lindemann, Barth und Tübel (2018) ausführen –, dass die sozialtheoretischen Grundannahmen expliziert sein müssen. Mit »Offenheit« ist vielmehr gemeint, dass Sozialforschung so angelegt sein soll, dass – innerhalb des sozialtheoretischen Rahmens – neues Wissen generiert werden kann.
- Auch quantitative Sozialforschung setzt nicht nur einen sozialtheoretischen Rahmen, sondern arbeitet systematisch mit Brückentheorien, um die Forschungsfragen operationalisieren zu können. Des Weiteren werden im Zuge der Datenerhebung, -aufbereitung und -analyse sehr viele theoretische Annahmen getroffen, die nicht nur sorgfältig reflektiert und mittels der Evaluation von Survey-Fragen interpretativ abgesichert, sondern auf eigenen Tagungen und in eigenen Publikationen (die allerdings selten von Personen außerhalb der entsprechenden Teil-Community gelesen werden) diskutiert und reflektiert werden.

## 4 Verknüpfung von Theorie und Daten

Aus dem bisher Gesagten folgt die zentrale Rolle von soziologischer Theorie für die (qualitative und quantitative) empirische Forschung – unter anderem, um die Standortgebundenheit der Forschung in Perspektivität umzuwandeln und damit diskutierbar zu machen (Baur 2008) sowie um Interpretativität zu handhaben. Eine Folge der seit der deutschen Nachkriegszeit institutionell verankerten Aufteilung von Theorie- und Methoden-Forschung und -Ausbildung auf Theorie- und Methoden-Professuren ist, dass heute nur noch selten über das Verhältnis von (Sozial-)Theorie, Methoden und Empirie diskutiert wird. Dies hat, wie wir glauben, fatale Folgen für das Fach als Ganzes: Damit empirische Sozialforschung überhaupt möglich ist, können Theorie und Methoden eben nicht getrennt gedacht werden. Das Kernproblem besteht darin, dass Sozialforschung immer nur Ausschnitte der Wirklichkeit untersucht und untersuchen kann, aber mittels der Analyse dieser Wirklichkeitsausschnitte intersubjektiv überprüfbare Aussagen formulieren soll. Dies ist nur möglich, wenn die Frage beantwortet wird, wie (Sozial-)Theorie, Gegenstandsbereich und empirische Daten miteinander verknüpft werden können.

Hierzu existiert zwar mittlerweile eine Reihe von Vorschlägen, wie etwa der deduktiv-nomologische Syllogismus (Hempel-Oppenheim-Schema), der induktiv-statistische Syllogismus, der praktische Syllogismus, der systematische Induktivismus und die Abduktion (ausführlich Baur et al. 2018: 257 ff.), aber erstens steht eine ernsthafte wissenschaftstheoretische Diskussion der wechselseitigen Bezüge dieser Syllogismen zueinander nach wie vor aus; zweitens stellt sich die Frage, ob die Liste der bislang diskutierten Schlussmechanismen erschöpfend ist; und drittens ist allein mit der Diskussion um Syllogismen das Problem der Verknüpfung von Theorie und Daten noch lange nicht gelöst, weil in jeder Methoden-Einführung steht, dass dieser Verknüpfungsprozess (Operationalisierung) der wichtigste und schwierigste Schritt in der empirischen Sozialforschung darstellt, uns aber keine brauchbare Anleitung bekannt ist, wie diese Theorie-Empirie-Verbindung forschungspraktisch zu erfolgen hat. Schließlich stellt sich insgesamt das Problem, dass sowohl der Begriff der Theorie, als auch der der Daten zu wenig theoretisch reflektiert ist.

## 5 Populationsabgrenzung, Sampling und Generalisierung

Quer zu den Fragen der Verknüpfung von theoretischen Sachverhalten und empirischen Daten sowie nach den Kriterien der Wissenschaftlichkeit und dem Umgang mit der Subjektivität der Forschenden stehen alle empirisch Sozialforschenden vor einem Problem, das vor allem forschungspragmatischer Natur ist: Jede Forschung ist zeitlich und ressourcenabhängig begrenzt. Selbst wenn Forschende in Teams arbeiten, können sie soziale Wirklichkeit nie in ihrer Ganzheit, sondern nur ausschnittsweise untersuchen. Da interpretative Genauigkeit und Generalisierbarkeit gleichermaßen wichtig sind, gibt es gute Gründe für die Verbindung von qualitativen und quantitativen Forschungsmethoden. Das ist sicherlich einer der Gründe für den verstärkten Trend zu *Mixed Methods* in den letzten zwei Jahrzehnten (Baur et al. 2017). Kelle (2017) zeigt in diesem Rahmen, dass qualitative Forschung bei unvertrauten oder sich stark wandelnden Gegenstandsbereichen zu bevorzugen ist, da hier die interpretative Genauigkeit nicht gesetzt werden kann. Bei wohl beforschten Gegenstandsbereichen mit relativ stabilen Handlungsstrukturen ist dagegen die quantitative Forschung im Vorteil.

Unabhängig davon, wie diese Verbindung gestaltet wird, stellt sich die Frage, ob und wie Forschungsergebnisse generalisiert werden können. Dazu hat die Sozialforschung verschiedene Verfahren entwickelt:

Zu nennen ist zunächst die von Geertz vorgeschlagene *dichte Beschreibung*, die – wenn sachgemäß durchgeführt – den Lesern den Eindruck vermittelt, selbst im Feld gewesen zu sein (Geertz 2003). Es bleibt dann dem Leser überlassen, ob und auf welche konkreten Kontexte er die Forschungsergebnisse übertragen möchte (Seale 1999: 106 ff.).

Die Kontrastposition ist die der quantitativen Sozialforschung, die – gemäß der Logik der kompletten Durchstandardisierung des Forschungsprozesses – eine Grundgesamtheit definiert, aus der sie eine vorab berechnete ideale Anzahl von Untersuchungsfällen zufällig auswählt. Ist dies geschehen, können die Ergebnisse der deskriptiven statistischen Analyse mit Hilfe der *induktiven Statistik* auf die Grundgesamtheit verallgemeinert werden (ebd.: 113 ff.). Ausgedrückt wird der Grad der Verallgemeinerbarkeit in Maßzahlen wie Signifikanzniveaus (in statistischen Tests) oder Konfidenzniveaus (in Konfidenzintervallen). Wie bereits erwähnt, ist die schließende Statistik keineswegs »objektiv« in dem Sinne, dass ihre Ergebnisse nicht interpretationsbedürftig sind. Vielmehr existieren verschiedene statistische

Theorien dazu, was »Wahrscheinlichkeit« bedeutet und wie die Ergebnisse der induktiven Statistik selbst zu deuten sind (Behnke, Behnke 2006; Ziegler 2017: 10 ff.).

Schließlich hat die qualitative Sozialforschung selbst eine Reihe von Vorschlägen zur *theoriegeleiteten Fallauswahl* (Seale 1999: 108 ff.) gemacht, damit auch Forschungsergebnisse bei geringer Fallzahl oder sogar bei Einzelfallanalysen generalisiert werden können. Zu nennen sind etwa die verschiedenen Varianten der Fallauswahl bei Einzelfallstudien (Hering, Jungmann 2019), das *Theoretical Sampling* der Grounded Theory (Strübing 2004) oder die *Fuzzy-Set*-Analysen der Qualitative Comparative Analysis (Ragin 2000).

Ungeachtet dessen muss eingeräumt werden, dass die interpretative Forschung das Problem der Fallauswahl und Generalisierbarkeit von Forschungsergebnissen bislang noch nicht befriedigend lösen konnte, bzw. sich dabei weitgehend auf theoriegeleitete Generalisierungen und auf die Korrektur unangemessener Verallgemeinerungen durch die Scientific Community verlässt. Genauso wenig wie die Schwierigkeiten der Replikation sollten diese vernachlässigten methodologischen Diskussionen jedoch als Grund für ihre Unmöglichkeit angesehen werden.

Im Übrigen stellt sich unter anderem aufgrund der Digitalisierung und zunehmenden Auflösung der nationalstaatlichen Bindung des Sozialen ein lange bekanntes, aber in methodologischen Debatten üblicherweise vernachlässigtes Thema sehr dringlich: die Frage der Populations- bzw. Feldgrenzen und damit der Reichweite von empirischen Ergebnissen (Baur 2018: 329 ff.). Anders formuliert: Auf welche Gesamtheit verallgemeinern wir eigentlich, wenn wir verallgemeinern?

## 6 Gütekriterien

Hält man an der Idee der Wahrheit fest und definiert Wissenschaft als Prozess der Wahrheitsannäherung, benötigt man Kriterien, um wissenschaftliche Aussagen miteinander vergleichen und gute von schlechter Forschung unterscheiden zu können. Entsprechend hat die quantitative Sozialforschung schon seit Jahrzehnten Gütekriterien entwickelt, die nicht nur fest etabliert sind, sondern auch ständig weiterentwickelt werden. So formuliert Opp: »Wenn ein Sozialwissenschaftler Daten verwendet, sollte er oder sie fragen, ob versucht wurde, die Richtigkeit dieser Daten zu prüfen.« (2012: 153)

Dass diese Güte nicht absolut gesehen wird, ist allein schon daran zu erkennen, dass man etwa in der Survey-Forschung seit Mitte der 1990er von der ›Evaluation von Survey-Fragen‹ spricht (Prüfer, Rexroth 1996; Esposito, Rothgeb 2010) und dass sich die Survey-Forschung selbst mittlerweile zu einem eigenen Forschungsfeld ausdifferenziert hat, deren einziges Ziel es ist, die Datenqualität von Umfragen kontinuierlich neu zu bestimmen und zu verbessern (Baur 2014).

Auch wenn in der öffentlichen Debatte Zweifel an der wissenschaftlichen Güte qualitativer Forschung aufgeworfen werden, gibt es eine Reihe von Vorschlägen zu Gütekriterien, so etwa bei Seale (1999), Flick (2018) oder bei Strübing et al. (2018). Weil diese einander aber teilweise widersprechen, wäre hier eine intensive Diskussion nötig. So schlagen etwa Strübing et al. (2018) vor, Gegenstandsangemessenheit, empirische Sättigung, theoretische Durchdringung, textuelle Performanz und Originalität als Gütekriterien qualitativer Forschung zu etablieren. So sinnvoll die Diskussion um Gütekriterien für die laufende Diskussion ist, so offen ist zum einen die Frage, ob und in welchem Verhältnis sie zu den Kriterien der quantitativen Forschung stehen: Lässt sich etwa die eingangs behandelte Replikation auf beide Arten der Forschung anwenden? Zum anderen bleibt die Frage offen, wie die Gütekriterien bestimmt werden. Zur Bestimmung dessen, was ›gute‹ Wissenschaft ausmacht, muss geklärt werden, was Wissenschaft auszeichnet.

## 7 Schluss: Plädoyer für eine neue Wissenschaftstheorie

Unsere hier ausgeführte These der Interpretativität legt die Folgerung nahe, dass es sich bei qualitativer und quantitativer Sozialforschung keineswegs um zwei grundsätzlich unterschiedliche sozialwissenschaftliche Forschungsmethodologien handelt, denn bei allen Unterschieden gibt es doch entschiedene Gemeinsamkeiten. Nach der langen Phase der Betonung von Unterschieden zwischen quantitativer und qualitativer Methodologie ist es, wie uns scheint, an der Zeit, diese Gemeinsamkeiten auf einer offenbar grundlegenden Ebene zu diskutieren. In der Tat werden wir in einer ernsthaften Diskussion nicht mehr mit dem Hinweis auf ›Normalwissen-schaften‹ (Auspurg, Brüderl 2018) auskommen. Es ist auch mehr als fraglich, ob sich Wissenschaftlichkeit lediglich durch ihre Legitimationen im

Alltagswissen ausweisen kann, wie dies Vertreter der öffentlichen Soziologie (Public Sociology) (vgl. hierzu Reif 2016; Lengfeld 2008; Lessenich, Neckel 2012; Hitzler 2012; Treibel, Selke 2012; Scheffer, Schmidt, 2013; Bescherer, Wetzel 2016) bzw. einer öffentlichen Wissenschaft (Schader-Stiftung 2015) und in jüngerer Zeit sogar die für Wissenschaft zuständige Bundesministerin fordern.

Die Wissenschaft bedarf vielmehr einer eigenen Reflexion über ihre Gegenstände, Methoden und Methodologien, wie sie lange Gegenstand der Wissenschaftstheorie war. Die Frage nach der Güte der Wissenschaft wirft, wie erwähnt, die Frage nach dem auf, was Wissenschaft ist. Es wurde auch schon deutlich, dass es einer theoretischen Reflexion der Rolle der Theorie bedarf, die ihr Verhältnis zur Empirie mitberücksichtigt – sowie um forschungspraktisch brauchbare Anleitungen zur Verknüpfung von Theorie und Empirie. Es geht auch um die Fragen, ob und welche Besonderheiten die Sozialwissenschaft heute aufweist (eine Frage, die nach der Debatte um nichtmenschliche Handlungsträger neu zu stellen ist), welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten in diesem Zusammenhang die qualitative und quantitative Sozialforschung aufweisen, wie soziale Populationen bzw. Felder abgegrenzt, Samples festgelegt und Forschungsergebnisse generalisiert werden.

Diese Fragen verweisen nicht nur auf eine »soziologische aufgeklärte Wissenschaftstheorie« (Nassehi 2018: 300), sondern auf eine neue Form der empirischen Wissenschaftstheorie, die die Befunde der neueren Wissenschaftsforschung theoretisch und methodologisch berücksichtigt (Knoblauch 2018). Während wir das Verhältnis von Verstehen und Erklären für vergleichsweise unproblematisch halten, sind im Bereich der soziologischen Kausalanalyse noch zahlreiche Fragen offen (vgl. Baur 2018: 352 ff.). Insbesondere wäre aber im Rahmen einer solchen neuen Wissenschaftstheorie zu diskutieren, wie man allgemeingültige Kriterien der Wissenschaftlichkeit formuliert, die die Standortgebundenheit der Forschenden ernstnimmt. Nach der Herausforderung der Wissenschaftsforschung müssten in diesem Rahmen die Aufgaben sozialwissenschaftlicher Methodologien empirisch erforscht werden, um ihre eigenen Methoden, Normen und Wahrheiten zu reflektieren, ohne in einen postmodernen Relativismus zu verfallen.

## Literatur

- Adorno, T.W., Albert, H., Dahrendorf, R., Habermas, J., Pilot, H., Popper, K.R. 1969: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Darmstadt: Luchterhand.
- Akreml, L. 2018: Interpretativität quantitativer Auswertung. In L. Akreml, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), Handbuch Interpretativ forschen. Weinheim, München: Beltz Juventa, 361–408.
- Auspurg, K., Brüderl, J. 2018: Sozialforschung kann und muss replizierbar sein! [https://akademie-soziologie.de/wp-content/uploads/2018/03/20180308\\_Stellungnahme-zu-Replikation.pdf](https://akademie-soziologie.de/wp-content/uploads/2018/03/20180308_Stellungnahme-zu-Replikation.pdf), letzter Aufruf 8. August 2018.
- Bauman, Z. 2000: Liquid Modernity. London: Polity.
- Baur, N. 2005: Verlaufsmusteranalyse. Wiesbaden: VS.
- Baur, N. 2008: Taking Perspectivity Seriously. Historical Social Research, 33. Jg., Heft 4, 191–213.
- Baur, N. 2009: Measurement and Selection Bias in Longitudinal Data. Historical Social Research, 34. Jg., Heft 3, 9–50.
- Baur, N. 2014: Comparing Societies and Cultures. Historical Social Research, 39. Jg., Heft 2, 257–291.
- Baur, N. 2018: Kausalität und Interpretativität. In L. Akreml, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), Handbuch Interpretativ forschen. Weinheim, München: Beltz Juventa, 306–360.
- Baur, N. 2019: Auswertungsinteressen in der quantitativen Sozialforschung. In J.-M. Lorenzen, L.-M. Schmidt, D. Zifonun (Hg.), Methoden und Methodologien der Bildungsforschung. Weinheim, München: Beltz Juventa, in Vorbereitung.
- Baur, N., Kelle, U., Kuckartz, U. (Hg.) 2017: Mixed Methods. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 69. Jg., Supplement 2. Wiesbaden: Springer VS.
- Baur, N., Knoblauch, H., Akreml, L., Traue B. 2018: Qualitativ – quantitativ – interpretativ. In L. Akreml, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), Handbuch Interpretativ forschen. Weinheim, München: Beltz Juventa, 246–284.
- Behnke, J., Behnke, N. 2006: Grundlagen der statistischen Datenanalyse. Wiesbaden: VS.
- Berger, P.L., Luckmann, T. 1966: The Social Construction of Reality. Garden City, New York: Doubleday.
- Bescherer, P., Wetzel, D. 2016: Öffentlicher Raum braucht öffentliche Soziologie. Soziologie, 45. Jg., Heft 3, 255–266.
- Bick, W., Müller, P.J. 1984: Sozialwissenschaftliche Datenkunde für prozeßproduzierte Daten: Entstehungsbedingungen und Indikatorenqualität. In W. Bick, R. Mann, P. Müller (Hg.), Sozialforschung und Verwaltungsdaten. Stuttgart: Klett-Cotta, 123–159.
- Blasius, J., Schmitz, A. 2013: Sozialraum- und Habituskonstruktion. In A. Lenger, C. Schneickert, F. Schumacher (Hg.), Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Wiesbaden: Springer VS, 201–218.
- Blasius, J., Thiessen, V. 2012: Assessing the Quality of Survey Data. London: Sage.

- DFG 2017: Replizierbarkeit von Forschungsergebnissen. Eine Stellungnahme der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Bonn: Deutsche Forschungsgemeinschaft. [www.dfg.de/download/pdf/dfg\\_im\\_profil/reden\\_stellungnahmen/2017/17042\\_5\\_stellungnahme\\_replizierbarkeit\\_forschungsergebnisse\\_de.pdf](http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/2017/17042_5_stellungnahme_replizierbarkeit_forschungsergebnisse_de.pdf), letzter Aufruf 8. August 2018.
- Diekmann, A. 2004: Empirische Sozialforschung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Durkheim, É. 1984 [1895]: Regeln der Soziologischen Methode. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Endreß, M. 2008: Verstehen und Erklären bei Alfred Schütz. In R. Greshoff, G. Kneer, W.L. Schneider (Hg.), Verstehen und Erklären. München: Wilhelm Fink, 95–116.
- Esposito, J.L., Rothgeb, J.M. 2010: Evaluating Survey Data. In L. Lyberg (Hg.), Survey Measurement and Process Quality. New York: Wiley, 541–572.
- Esser, H. 2002: Wo steht die Soziologie? *Soziologie*, 31. Jg., Heft 4, 20–32.
- Flick, U. 2018: Gütekriterien. In L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), Handbuch Interpretativ forschen. Weinheim, München: Beltz Juventa, 183–202.
- Garfinkel, H., 1967: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Geertz, C. (Hg.) 2003 [1973]: Dichte Beschreibung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Giddens, A. 1984: The Constitution of Society. London: Polity.
- Glaser, B.G., Strauss, A.L. 1980: The Discovery of Grounded Theory. New Brunswick: Aldine.
- Goffman, E., 1959: The Presentation of Self in Everyday Life. New York: Doubleday.
- Greshoff, R., Kneer, G., Schneider, W.L. 2008: Die ›Verstehen-Erklären-Kontroverse‹ als Debatte um die methodischen Grundlagen der Sozial- und Kulturwissenschaften. In R. Greshoff, G. Kneer, W.L. Schneider (Hg.), Verstehen und Erklären. München: Wilhelm Fink, 7–12.
- Greshoff, R. 2008: Verstehen und Erklären bei Hartmut Esser. In R. Greshoff, G. Kneer, W.L. Schneider (Hg.), Verstehen und Erklären. München: Wilhelm Fink, 413–445.
- Groves, R.M., Fowler, F.J., Couper, M., Lepkowski, J.M., Singer, E., Tourangeau, R. 2009: Survey Methodology. Hoboken: Wiley.
- Grunow, D. 2018: Ein Plädoyer für die Vielfalt theoriegeleiteter, systematischer und intersubjektiv nachvollziehbarer Forschung. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 284–291.
- Hering, L., Jungmann, R. 2019: Einzelfallanalyse. In N. Baur, J. Blasius (Hg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, im Druck.
- Hitzler, R. 2012: Wie viel Popularisierung verträgt die Soziologie? *Soziologie*, 41. Jg., Heft 4, 393–397.
- Kalthoff, H., Hirschauer, S., Lindemann, G. (Hg.) 2008: Theoretische Empirie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Kelle, U. 2017: Die Integration qualitativer und quantitativer Forschung – theoretische Grundlagen von »Mixed Methods«. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 69. Jg., Supplement 2, 39–61.
- Kelle, U. 2018: Datenerhebung in der quantitativen Forschung. In L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim, München: Beltz Juventa, 285–305.
- Knoblauch, H. 2005: *Wissenssoziologie*. Konstanz: uvk.
- Knoblauch, H. 2013: Qualitative Methoden am Scheideweg. *Historical Social Research*, 38. Jg., Heft 4, 257–270.
- Knoblauch, H. 2017: Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit. Wiesbaden: Springer VS.
- Knoblauch, H. 2018: Von der reflexiven Methodologie zur empirischen Wissenschaftstheorie. In L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim, München: Beltz Juventa, 226–244.
- Knoblauch, H., Schnettler, B., Schmidt, I. 2001: The different experience. A report on a survey of near death experiences in Germany. *Journal of Near-Death Studies*, 20. Jg., Heft 1, 15–29.
- Knoblauch, H., Baur, N., Traue, B., Akremi, L. 2018: Was heißt »interpretativ forschen«? In L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim, München: Beltz Juventa, 9–35.
- Kuckartz, U. 2016: *Qualitative Inhaltsanalyse*. Weinheim, München: Beltz Juventa.
- Lebaron, F. 2009: How Bourdieu »Quantified« Bourdieu. In K. Robson, C. Sanders (Hg.), *Quantifying Theory: Pierre Bourdieu*. Wiesbaden: Springer, 11–30.
- Lengfeld, H. 2008: *Sociology Goes Public*. *Soziologie*, 37. Jg., Heft 4, 389–406.
- Lessenich, S., Neckel, S. 2012: DGS goes public! *Soziologie*, 41. Jg., Heft 3, 317–319.
- Lindemann, G., Barth, J., Tübel, S. 2018: Methodologisch kontrolliertes Verstehen als Kernstrategie der qualitativen Forschung. In L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim, München: Beltz Juventa, 203–225.
- Luckmann, T., Gross, P. 1977: Analyse unmittelbarer Kommunikation und Interaktion als Zugang zum Problem der Entstehung sozialwissenschaftlicher Daten. In H.-U. Bielefeld, E. Hess-Lüttich (Hg.), *Soziolinguistik und Empirie*. Wiesbaden: Athenaion, 198–207.
- Maiwald, K.-O. 2018: Objektive Hermeneutik. In L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim, München: Beltz Juventa, 442–478.
- Mau, S., Villa, P.-I. 2018: Von angeblich alternativlosen und alternativen Fakten. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 273–283.
- Mayring, P. 2003: *Qualitative Inhaltsanalyse*. Weinheim, Basel: Beltz.
- Mühlichen, A. 2019: Informationelle Selbstbestimmung. In N. Baur, J. Blasius (Hg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS, im Druck.

- Nassehi, A. 2018: Über Beziehungen, Elefanten und Dritte. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 292–301.
- Neurath, O. 1932: Protokollsätze. *Erkenntnis*, 3. Jg., 204–214.
- Oevermann, U., Allert, T., Konau, E., Krambeck, J. 1979: Die Methodologie einer ›objektiven Hermeneutik‹ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In H.-G. Soeffner (Hg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzler, 352–434.
- Opp, K.-D. 2012: Die Produktion historischer ›Tatsachen‹. *Soziologie*, 41. Jg., Heft 2, 143–157.
- Penissat, E., Brousse, C., Deauvieu, J., Chevillard, J., Barozet, E., Mac-Clure, O. 2016: From Statistical Categorizations to Ordinary Categorizations of Social Space. *Historical Social Research*, 41. Jg., Heft 2, 135–154.
- Prüfer, P., Rexroth, M. 1996: Verfahren zur Evaluation von Survey-Fragen. *ZUMA-Nachrichten*, 20. Jg., Heft 39, 95–116.
- Ragin, C. 2000: *Fuzzy-Set Social Science*. Chicago, London: The University of Chicago Press.
- RatSWD 2016: Forschungsdatenmanagement in den Sozial-, Verhaltens- und Wirtschaftswissenschaften. RatSWD Output 3 (5). Berlin: Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten. <https://doi.org/10.17620/02671.7>, letzter Aufruf 12. August 2018.
- RatSWD 2017a: Forschungsethische Grundsätze und Prüfverfahren in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. RatSWD Output 9 (5). Berlin: Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten. <https://doi.org/10.17620/02671.1>, letzter Aufruf 12. August 2018.
- RatSWD 2017b: Handreichung Datenschutz. RatSWD Output 5 (5). Berlin: Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten. <https://doi.org/10.17620/02671.6>, letzter Aufruf 12. August 2018.
- Reif, M. 2016: Soziologie als öffentliche Soziologie? *Soziologie*, 45. Jg., Heft 3, 7–23.
- Ritsert, J. 2010: Der Positivismusstreit. In G. Kneer, S. Moebius (Hg.), *Soziologische Kontroversen*. Berlin: Suhrkamp, 102–130.
- Salais, R. 2016: Quantification and Objectivity. *Historical Social Research*, 41. Jg., Heft 2, 118–134.
- Schader-Stiftung (Hg.) 2015: *Öffentliche Wissenschaft – Dokumentation des Großen Konvents 2015*. Darmstadt: Schader-Stiftung.
- Scheffer, T., Schmidt, R. 2013: Public Sociology. *Soziologie*, 42. Jg., Heft 3, 255–270.
- Schnell, R., Hill, P.B., Esser, E. 1999: *Methoden der empirischen Sozialforschung*. München: Oldenbourg.
- Schütz, A. 1932: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Wien: Springer.
- Seale, C. 1999: *The Quality of Qualitative Research*. London: Sage.
- Strübing, J. 2004: *Grounded Theory*. Wiesbaden: VS.
- Strübing, J. 2018: Problem, Lösung oder Symptom? *Forschung und Lehre*, 25. Jg., Heft 2, 102–105. [www.forschung-und-lehre.de/zur-forderung-nach-replizierbarkeit-in-der-forschung-328](http://www.forschung-und-lehre.de/zur-forderung-nach-replizierbarkeit-in-der-forschung-328), letzter Aufruf 8. August 2018.

- Strübing, J., Hirschauer, S., Ayaß, R., Krähnke, U., Scheffer, T. 2018: Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie*, 47. Jg., Heft 2, 83–100.
- Treibel, A., Selke, S. 2012: Soziologie für die Öffentlichkeit. *Soziologie*, 41. Jg., Heft 4, 398–421.
- Tuma, R., Schnettler, B., Knoblauch, H. 2013: *Videographie*. Wiesbaden: Springer VS.
- von Thenen, S. 2011: Drei neue Studiengänge für sozialwissenschaftliche Survey-Methoden. *Soziologie*, 40. Jg., Heft 1, 44–46.
- Weber, M. 1988 [1904]: Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. Nachgedruckt in M. Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr-Siebeck, 146–214.
- Weber, M. 1980 [1921]: *Wirtschaft und Gesellschaft*. 5., revidierte Auflage. Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Wernet, A. 2006: *Hermeneutik – Kasuistik – Fallverstehen*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Ziegler, M. 2017: *Induktive Statistik und soziologische Theorie*. Weinheim: Beltz Juventa.

# Soziologie und ihre Forschungsgestalt

*Hans-Peter Müller*

Wie man Soziologie betreiben soll, wird wohl immer kontrovers bleiben. Sicher – das Ziel ist stets die Einheit der Wissenschaften, auch um dem Fach die Anerkennung als professionelle Fachdisziplin zu sichern. Die Realität indes sieht anders aus: Nicht Einheit, sondern Vielfalt an Themen, Problemen, Theorien, Methoden und Analysen zeichnen diese Wissenschaft aus. Die Einheit, so die paradox anmutende These, gibt es nur in der Vielfalt. Aber diese Vielfalt beinhaltet nicht etwa Harmonie, sondern verheißt ewigen Streit. Die »Soziologie ist ein Kampfsport« (Bourdieu 2009). Die Konflikte drehen sich um die Ausrichtung der Soziologie. Sollte sie eher dem naturwissenschaftlichen Modell folgen, also »zählen« bzw. sich als »Stoffhuber« (Weber 1973: 214) betätigen oder sollte sie eher dem geisteswissenschaftlichen Modell folgen, also »erzählen« bzw. sich als »Sinnhuber« (ebd.) betätigen, wie der Gegensatz im letzten Heft der SOZIOLOGIE (vgl. Mau, Villa 2018; Grunow 2018; Nassehi 2018) aufgemacht wurde? Die Soziologie, wie sie in der Praxis betrieben wird, scheint eher einem »Dritten« (Georg Simmel) bzw. einer dritten Kultur zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu folgen, eben einer Kultur der Sozialwissenschaften (Müller 2007: 55).

Im Folgenden soll diese Position zum einen durch einen Rückblick (»damals«) auf die institutionellen Anfänge der Soziologie vor allem anhand von Max Weber und Georg Simmel gezeigt werden; zum anderen wird die gegenwärtige Lage der Soziologie (»heute«) charakterisiert und ein Vorschlag unterbreitet, wie sich die Soziologie in Zukunft vielleicht noch erfolgreicher entwickeln kann.

## Damals – der Rückblick auf die Anfänge der akademischen Soziologie

Einheit versus Vielfalt, Harmonie versus Streit – das war von Anfang an so. Man erinnere sich nur an die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Es war eine Vereinigung von berühmten Männern, die aus verschiedenen Fachrichtungen wie der Philosophie, der Rechts- und Wirtschaftswissenschaft ein Fach institutionell etablieren wollten, das die »Gesellschaftswissenschaften« gegenüber den eingeführten »Staatswissenschaften« salonfähig machen sollte. Einige dieser Figuren aus der damaligen Zeit gelten heute als Klassiker der Soziologie: Georg Simmel, Max Weber und Ferdinand Tönnies. Aber schon damals war umstritten, was diese Assoziation als Institution auszeichnen und welche Art von Soziologie dort eine Heimstatt finden sollte.

Max Weber etwa, der sich als Schatzmeister dem Vorstand der Vereinigung anschloss, forderte methodisch ein rigoreses Programm der »Werturteilsfreiheit«, um der normativen institutionellen Ökonomie und dem »Kathedersozialismus« eines Gustav Schmoller und eines Adolph Wagner einen Riegel vorzuschieben. Inhaltlich sollte es um zentrale Themen und Probleme der modernen Gesellschaft gehen, vor allem um den Kapitalismus und seine Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, ein Programm, das er dann der von Edgar Jaffé, Werner Sombart und ihm betriebenen Zeitschrift »Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik« ins Stammbuch schreiben sollte. Forschungsprogrammatisch hoffte Weber, die DGS zu einer Stätte organisierter Forschung ausbauen zu können, gleichsam einer »Deutschen Forschungsgemeinschaft« *avant la lettre*. Das Vorbild gab der »Verein für Socialpolitik« mit seinen Enqueten. (Lepsius 2016: 84) So schlug er gleich auf dem ersten Soziologentag in Frankfurt 1910 größere empirische Studien vor, die zu einer *Soziologie des Zeitungswesens* (Weber 1924: 434) und zur *Soziologie des Vereinswesens* (ebd.: 442) führen sollten. Gerade die Enquete über die Medien sollte die Selektionsprinzipien der Publizität (Was wird von wem, wann, wie und warum berichtet?) aufdecken, die Machtverhältnisse und den Kapitalbedarf der Presse offenlegen, die Gefahren »einer Vertrustung des Zeitungswesens« (ebd.: 434) diskutieren und »nach dem Schicksal und der Situation des Journalistenstandes fragen« (ebd.: 439). Schließlich hätte diese Enquete wie auch jene über das Vereinswesen am Ende die typisch Webersche Frage stellen müssen:

»Was trägt sie zur Prägung des modernen Menschen bei? [...] Wie werden die objektiven überindividuellen Kulturgüter beeinflusst, was wird an ihnen verschoben, was wird an Massenglauben, an Massenhoffnungen vernichtet und neu geschaffen, an »Lebensgefühlen« [...], an möglicher Stellungnahme für immer vernichtet und neu geschaffen?« (ebd.: 441).

Enqueten dieser Art waren Weber so wichtig, weil ihm schon klar war, dass die Medien das Bewusstsein einer Gesellschaft durch ihre Informations- und Berichterstattung entscheidend beeinflussen. Die Selbstbeschreibung von Gesellschaften, vor allem die realistische Nüchternheit ihrer Selbstdarstellung, hängt eben ganz entscheidend von der Güte des jeweiligen Mediensystems ab. Eine zu starke monopolistische Vermachtung und die kümmerliche Remuneration des Journalistenstandes nebst ihrer geringen öffentlichen Reputation machen diese Aufgabe – die vorurteilsfreie Information, die sachliche Kommunikation und die intellektuelle Reflexion von Themen und Problemen, die eine Gesellschaft bewegen – nicht gerade einfacher. Und hier sieht Weber Parallelen zu dem neuen Fach Soziologie, das sein Scherflein als »Wirklichkeitswissenschaft« zur Selbstbeschreibung von Gesellschaft durch einschlägige werturteilsfreie Forschung beizutragen hat.

Für Weber sollte die Frage der »Werturteilsfreiheit« zur Nagelprobe werden, ob die Soziologie als »Wirklichkeitswissenschaft« im Rahmen der neu gegründeten Fachinstitution möglich sein sollte. In diesem Punkt war er unerbittlich. Doch schon nach kurzer Zeit glaubte er sich nicht mehr in der Lage zu sehen, die Forderung nach »Werturteilsfreiheit« mit der ihm typischen, rückhaltlosen Rigorosität durchzusetzen. Zugleich waren seine großen Bemühungen um die Presse-Enquete an Finanzierungsproblemen und seinem Rechtsstreit mit der Presse (Weischenberg 2012) gescheitert. So verließ er sang- und klanglos die DGS wieder, zunächst Anfang 1911 den Vorstand und 1914 die Gesellschaft, blieb aber der Vereinigung und ihren Mitgliedern weiterhin freundschaftlich verbunden.

Georg Simmel, der in und mit der »Soziologie« fälschlicherweise gehofft hatte, eine akademische Karriere machen zu können, hatte 1894 in seinem programmatischen Aufsatz »Das Problem der Sociologie« (Simmel 1992a) dem neuen Fach seinen Stempel aufzudrücken versucht, indem er es auf das Studium der Formen des Sozialen verpflichten wollte. Ihm schien sein Paradigma so wichtig, dass er sogleich französisch-, englisch- und italienischsprachige Übersetzungen veranlasste. Zudem hatte er auch schon frühzeitig erwogen, eine »Zeitschrift für Soziologie« ins Leben zu rufen, musste dann aber enttäuscht feststellen, dass ihm unter anderem René Worms in Frank-

reich bereits zuvorgekommen war. Und als es um die Gründung der »Deutschen Gesellschaft für Soziologie« ging, die auf Initiative von Rudolf Goldscheid und ihm in Gang kam, war er mit einem für ihn untypisch enthusiastischen Engagement dabei, mit dem Gründungsaufwurf weitere Mitglieder zu werben. So unternahm er es, den Doyen der Nationalökonomie, Gustav Schmoller, zu gewinnen, in dessen Kolloquium er die Anfänge seiner »Philosophie des Geldes« vorgestellt hatte. Er lockte Schmoller damit, dass er doch auch die Gesellschaft »als den Mutterboden Ihrer eignen Arbeitsfrüchte empfunden« (Simmel 2005: 672) habe. Die beigegefügte »Einladung zur Gründung einer deutschen Gesellschaft für Soziologie« betonte denn auch den gemeinsamen Gesichtspunkt, »dass sie alle das gesellschaftliche Leben als solches zu erforschen bestimmt sind.« Das »Endziel« aller Forschungsbemühungen konnte daher auch nur lauten, »das eigenartige Gebilde, das wir Gesellschaft nennen, in seinem Wesen, seinen Formen, seinen Entwicklungen zu erkennen.« (ebd.: 672 f.) Gleichwohl wurde als Fußnote vorsichtshalber einschränkend hinzugefügt: »Aus diesen programmatischen Vorschlägen geht hervor, daß die geplante Gesellschaft jedem Wettbewerb mit den bestehenden volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Vereinigungen absolut fernsteht.« (ebd.: 675) Allein, Schmoller hatte den Braten sofort gerochen. Wie vielen Unternehmungen von Simmel, blieb auch dieser Intervention der Erfolg versagt und Gustav Schmoller hielt sich von der DGS fern.

Der erste deutsche Soziologentag wurde sogleich von der strittigen Frage überschattet, wer denn nun den Kongress eröffnen sollte. Ferdinand Tönnies, als dienstältestes Mitglied des Vorstandes neben Georg Simmel und Werner Sombart, sah sich selbstverständlich in der vornehmen Pflicht als *primus inter pares*, aber auch Simmel wollte die Gelegenheit nicht ungenutzt lassen, gleich zu Anfang vortragen zu können. Webers salomonischer Kompromiss sah so aus, dass Simmel seinen Vortrag über die »Soziologie der Geselligkeit« in der Abendveranstaltung vor Beginn der eigentlichen Sitzungen halten durfte, während Tönnies die eigentliche Eröffnung des Kongresses zugestanden wurde. Ein Blick in den berühmten Text über »Geselligkeit« könnte sich von heutiger Warte auch lesen lassen als Versuch einer professionellen Standesethik, denn diese Spielform der Gesellschaft ist nicht nur für den privaten Salon geeignet, sondern Takt, Diskretion und Distanz dürfen auch als Ingredienzen gelungener wissenschaftlicher Diskussion gelten. Also eine gewisse Zurückhaltung in der personalen Selbstdarstellung statt das Angeben mit eigenen Verdiensten, der Verkehr auf gleicher Augenhöhe und die Unterdrückung von Privilegien und Titeln – und sei es auch nur das

»Ältestenrecht« unter akademisch chronisch erfolglosen Wissenschaftlern wie Tönnies und Simmel. Alle diese Verhaltensstandards hätten von Beginn an geholfen. Allein, der erste gewählte Präsident Ferdinand Tönnies zeigte sich als Versammlungsleiter überfordert und unterbrach den Vortrag des Freiburger Juristen Hermann Kantorowicz wegen angeblichen Verstoßes gegen das »Werturteilsprinzip«, was zu tumultartigen und unschönen Szenen führte. Streit bestimmte also schon die ersten Gehversuche der DGS.

Auch Georg Simmel sollte nach kurzer Zeit die Gesellschaft wieder verlassen. Er, der immerhin 1900 mit der »Philosophie des Geldes« (Simmel 1989) und 1908 mit der großen »Soziologie« (Simmel 1992b) zwei Standardwerke des Faches vorgelegt hatte, fühlte sich seit geraumer Zeit auf dem Weg zurück in die Philosophie – hier einer breit angelegten Kultur-, Kunst- und Lebensphilosophie. Am 11. Oktober 1913 teilt er der DGS seinen Austritt mit:

»Im Laufe der Jahre haben sich nun meine Interessen und meine Arbeitsrichtung so völlig der reinen Philosophie zugewandt und sind mit einem Radikalismus, der mich selbst überrascht hat, der Soziologie entfremdet, daß mein Verbleiben an einer führenden Stelle der Gesellschaft eine innere Unehrlichkeit bedeutet.« (Simmel 2008: 209)

Schon im Sommer des gleichen Jahres hatte er seinem Kollegen Robert Michels anvertraut,

»daß ich schon seit Jahren jedes praktische Interesse an der Soziologie verloren habe. Sie ist mir immer nur »Nebenamt« gewesen, mein Herz hat stets der Philosophie gehört u. von den wenigen Jahren voller Leistungsfähigkeit, die mir günstigenfalls noch bleiben, brauche ich jeden Augenblick, um die philosophischen Dinge auszusprechen, die noch im Zustand der Latenz in mir sind u. von denen ich nun einmal die – vielleicht irrige – Meinung habe, daß sie einigen Menschen von Interesse sein könnten. Ich würde sicherlich in der Soziologie nichts *prinzipiell* Neues mehr vorzubringen haben – was ich in der Philosophie doch noch hoffe.« (ebd.: 201, Hervorhebung im Original)

Doch sollte man Simmels eigene Verlautbarungen über seine Pläne nicht gleich für bare Münze nehmen. Denn die Hinwendung zu einer Kultur-, Kunst- und Lebensphilosophie führte wiederum zu einer bemerkenswerten Umdeutung des Gegenstandsbereichs der Soziologie. Simmel, angeblich nur noch Philosoph und nicht mehr Soziologe, wurde nämlich rückfällig und nutzte 1917 das Angebot des Göschen-Verlages für die Anfertigung seiner kleinen Soziologie, die »Grundfragen der Soziologie« (Simmel 1999). Ganz seinem Paradigma und seinem Grundbegriff der »Wechselwirkung«

gemäß führte die Beschäftigung mit der Kultur-, Kunst- und Lebensphilosophie als Rückwirkung zu einem grundstürzend neuen Verständnis von Soziologie, was bis vor kurzem der Rezeption (vgl. Rammstedt 2011) verborgen geblieben ist. Auf den ersten Blick scheint es sich um eine fast beliebig zu nennende Zusammenstellung soziologischer Texte von Simmel zu handeln, denn was könnten die drei Kapitel über das individuelle und soziale Niveau, Geselligkeit und Individualismus wohl für einen kleinsten gemeinsamen Nenner haben außer einer weiteren soziologischen Publikation in der populären Göschen-Reihe? Zumal diese Themen Simmel ja bereits an anderer Stelle behandelt hatte? Das erste, programmatische Kapitel über »Das Gebiet der Soziologie« (Simmel 1999: 62 ff.) indes bereitet den Weg für eine fast komplette Neuausrichtung der Simmelschen Soziologie (Müller, Reitz 2018) vor.

Er eröffnet nun drei verschiedene, aber komplementär zu verstehende Weisen, Soziologie zu betreiben. Neben der nach wie vor bestehenden *formalen*, jetzt *rein* genannten Soziologie, die die Formen der Vergesellschaftung studiert, soll es darüber hinaus die *allgemeine* und die *philosophische* Soziologie geben. Das ist schon auf den ersten Blick eine unerwartete Ausdehnung des Gegenstandsbereichs der Soziologie. Wie genau soll das »Superadditum des disziplinären Reichtums« aussehen, um Simmels (1989: 274) Formel auf seine eigene Soziologie anzuwenden?

Die *allgemeine* Soziologie transzendiert den Gegensatz von Form und Inhalt, indem sie an »Sachgehalte«, das heißt an »den sachlichen Verhältnissen ihrer Inhalte anknüpft – Steigerung, Anknüpfung, Differenzierung, Kombination usw.« (Simmel 1999: 77). Ihr Fokus richtet sich auf den Zusammenhang zwischen »dem gesellschaftlichen Leben als begründender Kraft und umfassender Formel menschlichen Lebens«, »dem sachlichen Sinn seiner Inhalte« und »dem Wesen und der Produktivität der Individuen« (ebd.: 78). Das Studium dieser Trias von Gesellschaft, Sachen und Individuen setzt voraus, in die Fülle des historischen Materials und seiner je eigenen Gewordenheit einzutauchen, den Wandel und den Rhythmus, die Frage nach der Macht von Gruppen oder die Unterschiede zwischen dem individuellen und sozialen geistigen Niveau. Es geht also sozusagen makrosoziologisch um die »Leistungen des Subjekts Gesellschaft« (ebd.: 81) und die Frage: »Welche allgemeinen Züge treten an diesen Tatsachen hervor, wenn sie in diese Blickrichtung eingestellt sind?« (ebd.: 82). Simmel verdeutlicht das an dem Verhältnis von Individuum und Masse, individuellem und sozialen Niveau, weil er hier »die soziologische Tragik schlecht-

hin« erblickt und in die Wertformel zur Bildung des sozialen Niveaus kleidet: »Was allen gemeinsam ist, kann nur der Besitz des am wenigsten Besitzenden sein.« (ebd.: 99) Und diese Wertformel zwischen individuellem und sozialem Niveau hat wichtige Konsequenzen für die Eigenart und die Eigenschaften des gesellschaftlichen Lebens.

Die *reine* Soziologie richtet ihr Augenmerk auf die »gesellschaftliche Formung solcher Inhalte«, so »wie die geometrische Abstraktion die bloßen Raumformen der Körper erforscht« (ebd.: 82). Als Paradigma für eine reine Form diskutiert Simmel die *Geselligkeit* als die »Spielform der Vergesellschaftung«, in der die Personen und ihre »persönlichen Eigenschaften der Liebenswürdigkeit, Bildung, Herzlichkeit, Anziehungskräfte jeder Art [...] über den Charakter des Beisammenseins« entscheiden. Bestimmt wird diese Form durch das *Taktgefühl*, »weil dies die Selbstregulierung des Individuums in seinem persönlichen Verhältnis zu andern leitet« (ebd.: 108).

Die *philosophische* Soziologie dagegen erinnert daran, dass jede Wissenschaft eine obere und untere Grenze hat: zum einen die *Erkenntnistheorie*, die die Bedingungen der Möglichkeit der Generierung und Gültigkeit von Wissen eruiert, zum anderen die *Metaphysik*, welche die Einzelergebnisse der Erfahrungswissenschaft bündelt und die gefundenen Tatsachen mit Sinn und Bedeutung ausstattet. Eine solche »metaphysische Soziologie« versucht, »durch Hypothese und Spekulation den unvermeidlich fragmentarischen Charakter dieser wie jener Empirie zu einem geschlossenen Gesamtbilde zu ergänzen« (ebd.: 85). Simmel ist sich im Klaren darüber, dass solche synthetisierenden Versuche einer Kultur-, Gesellschafts- und Zeitdiagnose in systematischer Absicht kaum je den Grad von Objektivität für sich reklamieren können wie allgemeine und formale Soziologie. Was ihr wegen ihres notgedrungen spekulativen Charakters in dem Bestreben, die empirisch gewonnenen Fragmente zu einer Totalität zusammenzuschmieden, an Validität und Reliabilität abgehen mag, gewinnt sie indes in Leistungen von Orientierung, Sinn und Bedeutung des gesellschaftlichen Geschehens. Insofern wird für Simmel die »metaphysische Soziologie« zum Remedium für die Zerrissenheit der Moderne, bei seinen ständigen Versuchen, die Einheit der Gegensätze zu (um-)fassen, Paradoxien und Ambivalenzen aufzuspüren und das »Dritte« zu suchen. Simmel macht das am Beispiel einer systematischen Geschichte des Individualismus und der verzweifelten Suche nach einer gehaltvollen Individualität deutlich, die auch zumindest in Ansätzen die Aussichten auf ein »Drittes« jenseits von Sozialismus und Individualismus, Gleichheit und Freiheit ausleuchtet.

Am Ende seines Lebens nimmt Georg Simmel eine ungeheure Öffnung der Fachdisziplin Soziologie vor. Er macht sie anschlussfähig zum einen in Richtung einer historischen Sozialwissenschaft in makrosoziologischer Absicht, die seine mikrosoziologische Ausrichtung wie die alte scharfe Trennung von Form und Inhalt transzendieren. Zum anderen öffnet er sie in Richtung der Philosophie und zwar in der Doppelung von Erkenntnistheorie und Methodologie wie auch einer Sozialphilosophie, die in zeitdiagnostischer Absicht Sinn- und Deutungsangebote für die von ihr analysierte Gesellschaft anbietet. Sicher: Simmel steht deutlich vor Augen, dass Zeitdiagnosen stets Soziologie mit beschränkter Haftung sind (Müller 2017: 29). Auch eine noch so vollkommene wissenschaftliche Durchdringung der sozialen Wirklichkeit lässt das Risiko der Deutung bestehen. Deutung heißt stets, das analytisch und empirisch gewonnene Wissen zu synthetisieren und die Erkenntnisse interpretativ zu verdichten. In dieser interpretativen Verdichtung, der Arbeit der Zuspitzung, liegt ein untüglbarer Rest von Spekulation, eben von Metaphysik, die eine noch so gründliche Durchforschung der Welt nicht zu beseitigen vermag. Zwar kann die »Metaphysizität« der Zeitdiagnose durch Verwissenschaftlichung gebändigt werden, wie die Rede von der *Evidenzbasierung* anzeigt. Evidenzbasierung meint dann eine empirisch gesättigte Zeitdiagnose. Aber Simmel als Anhänger des *Relativismus* und des *Perspektivismus* weiß natürlich, dass jede Wissenschaft, jede Theorie, jede Problemstellung schon ihr *Apriori*, wie er das nennt, in ihre Untersuchung mit hineinträgt. Gleichwohl: Es nützt nichts und eine metaphysische Soziologie im Simmelschen Sinne wird notwendig, wenn man noch den Wald vor lauter Bäumen sehen will. Denn je differenzierter und komplexer die moderne Gesellschaft, desto differenzierter und komplexer wird auch die Soziologie. Als Wissenschaft von der Gesellschaft erzeugt sie indes eine solche Fülle von empirischen Erkenntnissen, dass man die Einheit in der Vielfalt nicht mehr fassen kann. Die Einheit in Gestalt eher sozialphilosophisch angelegter Zeitdiagnosen, so Simmel, diese Komprimationsarbeit in interpretativer Absicht, bleibt notwendig, um die Zeichen der Zeit zu verstehen und der Gesellschaft Orientierungswissen anbieten zu können.

Was demonstriert dieser kursorische Rückblick und Exkurs in die Anfänge der deutschen Soziologie und der »Deutschen Gesellschaft für Soziologie«? Und was lehrt er uns für unsere heutigen Probleme mit diesem unmöglichen, aber gerade deshalb so aufregenden Fach? Zunächst einmal, dass alle Protagonisten der ersten Stunde dem Fach eine unverkennbare Wissenschaftsgestalt geben wollten, um so die Einheit der Soziologie als ernst-

zunehmende Disziplin zu gewährleisten. Das uneingeständene Vorbild waren die Naturwissenschaften und in der Folgezeit nach dem ersten Werturteilsstreit die Ökonomie mit ihrem neoklassischen Paradigma und die professionelle Psychologie, die sich immer mehr als Naturwissenschaft selbst (miss)verstand. Wie das jedoch genau geschehen sollte, war von Anfang an heftig umstritten. Max Weber und Georg Simmel waren sich zumindest in zwei Grundfragen und einer Ablehnung einig: in der Werturteilsfreiheit und dem methodologischen Individualismus sowie der Zurückweisung jeglicher -ismen, vor allem Positivismus und Empirismus. Die Soziologie durfte auf keinen Fall Seins- mit Sollensvorstellungen vermischen, wenn sie ihren Objektivitätsstatus als Wirklichkeitswissenschaft nicht aufs Spiel setzen wollte. Zudem hatte sie als mikrosoziologischen Ausgangspunkt den einzelnen Akteur und seine Handlungen (Weber) bzw. seine Interaktionen (Simmel) zu nehmen und von dort aus meso- und makrosoziologische Zusammenhänge zu erforschen. Mit dieser Art von methodologischem Individualismus ging die vehemente Ablehnung jeglicher Spielarten des methodologischen Holismus einher, sei es der einheimische Marxismus, sei es der französische Kollektivismus von Émile Durkheim. Weber entwickelte auf dieser epistemologischen Basis eine verstehende Soziologie, die mit einer Handlungs-, Ordnungs- und Kulturtheorie (Schluchter 2005) historisch-empirische Studien der okzidentalen Moderne verfolgte. Simmel entwarf eine relationale Soziologie, die mit den Formen und Wechselwirkungen Struktur und Dynamik von Vergesellschaftungsprozessen untersuchte. Sein Forschungsprogramm lief auf eine Strukturphänomenologie der modernen Gesellschaft und Kultur (Müller, Reitz 2018) hinaus.

Der gemeinsame Feind waren für die beiden Kantianer sämtliche Spielarten des englischen und französischen Positivismus und Empirismus mit der Vorstellung, man könne die Gesellschaft durch empirische Forschung eins zu eins abbilden und somit die soziale Wirklichkeit direkt »messen«. Diese epistemologisch naive Vorstellung wiesen beide Soziologen stets zurück, Simmel bereits in seinen frühen Schriften der »Einleitung in die Moralphilosophie« (Simmel 1989/1991) und in den »Problemen der Geschichtsphilosophie« (Simmel 1997), Weber (1973) dann in seinen »Gesammelten Aufsätzen zur Wissenschaftslehre«. Diese epistemologisch kantianisch inspirierte Grundhaltung ging nun keineswegs mit einer Ablehnung der empirischen Sozialforschung einher. Ganz im Gegenteil: Webers eigene empirische Arbeiten hatten ihm gezeigt, wie zentral eine wohl umgrenzte Problemstellung, scharf geschnittene Begriffe und eine saubere em-

pirische Analyse sind, wenn man die soziale Wirklichkeit durchdringen will. Ohne ein solches Theorie- und Methodendesign würde man die »Daten« nicht »zum Sprechen« bringen. Zudem war die empirische Erfassung des infrage stehenden Wirklichkeitsausschnitts stets nur Vorarbeit, um zum »erklärenden Verstehen« bzw. »verstehenden Erklären« vorzudringen. Dazu brauchte es Theorie- und Begriffsbildung und die kritische Reflexion auf die eigenen, vorläufigen Untersuchungsergebnisse. Insofern waren sich beide stets des Relativismus wie des Perspektivismus ihrer Forschungsarbeiten gewiss, die durch neue Studien kritisiert und überholt werden wollten.

## Und heute – Ausblick auf die Soziologie im 21. Jahrhundert

Vergleicht man die Anfangssituation vor über hundert Jahren mit der heutigen Situation, so ist natürlich alles viel besser geworden. Die Professionalisierung der Soziologie ist weit vorangeschritten. Zu der »Multiparadigmatase« (Luhmann), also dem analytischen Pluralismus von Theorien und Ansätzen, gesellt sich eine raffinierte Methodenlandschaft quantitativer und qualitativer Art. Die enorme Vielfalt von Bindestrichsoziologien leuchtet fast alle Facetten zeitgenössischer Gesellschaften aus und erzeugt so ein enorm reichhaltiges, fast unüberschaubar gewordenes Wissen. Die Soziologie, nicht nur in Deutschland, sondern in allen wohlhabenden Gesellschaften des Westens wie in einer Reihe von Ländern des »Südens« hat sich zu einem ungeheuren Kosmos entwickelt. Die Soziologie ist der akademische Hüter der Gesellschaft. Insofern ist man dem »Endziel«, »das eigenartige Gebilde, das wir Gesellschaft nennen, in seinem Wesen, seinen Formen, seinen Entwicklungen, zu erkennen« (Simmel 2005: 673) ein gehöriges Stück nähergekommen. Die »Vermessung der Welt« (Kehlmann 2005), mithin also »die quantitative Auswitterung des Sozialen« (Kant 1983) schreitet unaufhaltsam voran und die Soziologie ist mittendrin dabei. Das Fach sprudelt nur so vor Betriebsamkeit, das Antragswesen für Forschungsprojekte ist in jüngerer Zeit explodiert, noch nie hat es so viele Soziologen und Soziologinnen gegeben, die alle unablässig die Gesellschaft erforschen wollen, die Datenberge türmen sich immer weiter auf. Also ist doch alles gut: bunte Vielfalt, reiche Fülle und Erkenntnisproduktion auf breitester möglicher Grundlage.

Woher rührt dann das Unbehagen an der Situation des Faches, die so weit geführt hat, dass sich eine »Akademie der Soziologie« von der DGS ablösen musste, die alles noch besser, weil professioneller zu machen verspricht? Liest man deren Gründungsaufruf, so stehen darin viele wissenschaftliche Selbstverständlichkeiten, die auch die DGS und ihr Mitgliederkreis ohne weiteres unterschreiben könnten. Der Traum von der Einheit der Wissenschaft wird durch ein »empirisch-analytisches« Paradigma einzulösen versprochen. Neu ist die ungewöhnliche Begriffsstellung und ihre Reihenfolge, aber alle Soziologie sollte analytisch verfahren und wird in letzter Instanz auch empirisch sein. Freilich muss das nicht immer mit quantitativer empirischer Sozialforschung einhergehen, weil die Wahl der Methoden eigentlich von den Problemen und ihrer Bearbeitung ausgehen sollte und nicht umgekehrt. Auf jeden Fall ist die gemeinsame Schnittmenge zwischen der DGS und der Akademie für Soziologie größer als das angestrebte Alleinstellungsmerkmal dieser neuen und interessanten Vereinigung.

Es könnte jedoch sein, wie manche kritische Stimmen zur Bifurkation der Zunft meinen, dass wir nur der ganz gewöhnlichen »Konkurrenz in dem Gebiete des Geistigen« beiwohnen, wie sie Karl Mannheim (1982) so unnachahmlich beschrieben hat. Denn: *Titel sucht Stelle*. Die deplorable Stellensituation im Zuge der ungebührlichen Ausweitung von Doktorandenzentren ohne Aufstockung des universitären Stellenkegels und ohne geeignete Formen der Remuneration von Post-DoktandInnen wäre verantwortlich für den Versuch, einer bestimmten Richtung innerhalb der Soziologie, die schon heute recht gut vernetzt ist und diese Vernetzung vor allem mit geldgebenden und forschungsfördernden Institutionen noch zu steigern verspricht, die wesentliche Ursache für die »Ausgründung«. Die angebliche Unzufriedenheit mit der DGS ist zudem nur ein willkommener Vorwand, eine Kadenschmiede für den kommenden eigenen wissenschaftlichen Nachwuchs zu schaffen, um dessen akademische Karrierechancen im Wissenschaftsbetrieb zu verbessern. »Honi soit qui mal y pense!«

Freilich: Solche »Kämpfe um Vorherrschaft« unter dem Rubrum der »Professionalität« gehören zum Alltag im wissenschaftlichen Feld, in dem es eben nicht nur um Wissenschaft und Wahrheit, sondern stets auch um Macht, Ressourcen und Einfluss geht. Die Zukunft wird zeigen, ob die gegenwärtige Aufregung nicht nur ein »Sturm im Wasserglas« ist und die Normalisierung zwischen DGS und der »Akademie« darin bestehen könnte, militärisch ausgedrückt, getrennt zu marschieren, aber vereint zu schlagen – zum Wohle des gesamten Faches. Gleichgültig allerdings, wie viele For-

schungsorganisationen in Zukunft noch ins Leben gerufen werden: Die DGS ist und bleibt die Standesorganisation aller Soziologinnen und Soziologen.

Und dennoch gibt es wohl im Zuge der immer weiteren Ausdifferenzierung und Spezialisierung des Faches einen unterschwelligen *trade-off* zwischen einer so recht eng verstandenen professionellen Soziologie und einer intellektuellen Soziologie, die das notwendige philosophische und historische Vorwissen nutzt, um noch die großen Fragen von Mensch und Gesellschaft anzuschneiden. Schließlich war es Karl Marx, der als *spiritus rector* der Soziologie die drei »G« als Programmatik in den Schoß gelegt hat, an denen sich bis heute die Disziplin (meist vergeblich) abarbeitet: Gesellschaftstheorie, Gesellschaftsanalyse und Gesellschaftskritik. Klar, Theorie, Analyse und Kritik gehören mittlerweile zu dem Standardinstrumentarium soziologischen Arbeitens, aber natürlich in ganz unterschiedlicher Mischung und Akzentuierung. Max Weber und Georg Simmel gehörten jedenfalls zu beiden Richtungen, weil sie Professionalität und Intellektualität kongenial zu verknüpfen und großartige Porträts der modernen Gesellschaft zu zeichnen vermochten, sei es die »Rationalisierung der Welt« (Weber) oder die »Kultur der Urbanität« (Simmel).

Vielleicht hilft ja in Zukunft die Förderung eines »Dritten«, wie es Georg Simmel, dessen Todestag sich am 28. September 2018 zum hundertsten Mal jährt, stets gefordert hat. Das »Dritte« könnte das sein, was der kürzlich verstorbene Neil J. Smelser als »Usable Social Science« (Smelser, Reed 2012) bezeichnet hat. Gegenwärtig scheint der Trend darin zu bestehen, Soziologie immer weiter in Richtung empirischer Sozialforschung zu treiben, um Drittmittel zu generieren, unter anderem auch um DoktorandInnen und Post-DoktorandInnen zu versorgen, denen mit einer Stelle an einer Universität oder einem Forschungsinstitut sehr viel mehr gedient wäre, und die klammen, nicht ausfinanzierten Universitäten »aufzupäppeln«. Dieser Trend fördert die kleinteilige, immer weiter spezialisierte und häufig genug auch redundante Forschung, die weder die Gesellschaft und noch das Fach im Allgemeinen interessiert, sondern nur das kleine Forschungsnetzwerk, das sich auf diese Weise im akademischen Betrieb hält. Der Relevanzverlust durch diese Form der Überspezialisierung ist erheblich. So fördert die Soziologie durch diesen aus der Not geborenen Trend die allgemeine Misere unseres heutigen Medienbetriebs, die man auf die Formel bringen kann: *Überinformiert und unterorientiert*, wie das der Schweizer Soziologe Peter Atteslander einmal genannt hat.

Um dem entgegenzutreten, wird es eine wichtige Zukunftsaufgabe sein, in professioneller wie intellektuell geschickter Weise sich des vorhandenen soziologischen Wissens periodisch immer wieder zu vergewissern und diese Bestandsaufnahmen in synthetischer Absicht auch einem weitergefassten gesellschaftlichen Publikum bereitzustellen. Zum Teil geschieht das schon in Gestalt von Handbüchern, die den *state of the art* zu einem Phänomen dokumentieren. Aber es wäre auch zu denken an Monographien, die das vorhandene Wissen in einem bestimmten Bereich präsentieren und systematische Anregungen zu weiterer Forschung unterbreiten. Das sind ebenso – intellektuell wie professionell – herausfordernde Tätigkeiten, die aber auch finanzbasierter Forschungsförderung durch die einschlägigen Institutionen zugänglich sein sollten. In den Geisteswissenschaften passiert das gegenwärtig eher als in den Sozialwissenschaften.

Würde das geändert, könnte es die Soziologie nicht nur meinungs- und datenstark, sondern auch wissenschafts- und damit relevanzstärker machen, wenn es um die großen Existenz- und Zukunftsfragen im 21. Jahrhundert geht: die Herausforderungen durch die Demographie, den Klimawandel, die Ungleichheit, die Migration, die Digitalisierung und die Auseinandersetzung zwischen Demokratien und Autokratien, aber auch die Aussichten für Krieg und Frieden im 21. Jahrhundert. Vor allem wären kreative Ideen und Theorien gefordert, die den Zusammenhang zwischen diesen Herausforderungen analytisch raffiniert zeigen könnten. Eine solche intellektuelle Gewichtsverschiebung könnte das unmögliche Fach in der Zukunft vielleicht noch viel aufregender machen, als es jetzt schon ist.

Aus meiner Sicht steht fest: Gerade weil die Soziologie im Zuge der Ausdifferenzierung und Spezialisierung den von ihr untersuchten Gesellschaften eine immer bessere Datengrundlage und -analyse auf sachlicher und solider Basis zu liefern mag, ist sie wie keine zweite Wissenschaft im Verein mit den anderen Disziplinen in der Lage, auch *Orientierungswissen* für die Gesellschaft in einer politisch gefährlich aufgeheizten Welt bereitzustellen. Die kongeniale Mischung von professionellem, intellektuellem und synthetischem Wissen gemäß dem Simmelschen »Dritten« vermag auch die Krise der Medien ein Stück weit zu dämpfen. Denn, um die Eingangsthese mit Nachdruck zu wiederholen: Die Einheit gibt es nur in und mit einer solchen Vielfalt. Diversität ist nicht nur ein ethischer Wert für multikulturelle Gesellschaften, die ebenfalls um ihre Einheit ringen, sondern gilt auch für den Pluralismus moderner, komplexer Wissenschaftsdisziplinen.

## Literatur

- Bourdieu, P. 2009: Soziologie ist ein Kampfsport – Pierre Bourdieu im Porträt. DVD mit einem Kommentar von J. Schrenk. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Grunow, D. 2018: Ein Plädoyer für die Vielfalt theoriegeleiteter, systematischer und intersubjektiv nachvollziehbarer Forschung. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 284–291.
- Kant, I. 1983 [1781]: *Kritik der reinen Vernunft*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Kehlmann, D. 2005: *Die Vermessung der Welt*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Lepsius, M.R. 2016: Max Weber und die Gründung der deutschen Gesellschaft für Soziologie. In M.R. Lepsius, *Max Weber und seine Kreise*. Tübingen: Mohr-Siebeck, 79–96.
- Mannheim, K. 1982: Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen. In V. Meja, N. Stehr (Hg.), *Der Streit um die Wissenssoziologie*, Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 325–370.
- Mau, S., Villa, P.-I. 2018: Von angeblich alternativlosen und alternativen Fakten. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 273–283.
- Müller, H.-P. 2007: *Max Weber. Eine Einführung in sein Werk*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, UTB.
- Müller, H.-P. 2017: *Krise und Kritik. Klassische soziologische Zeitdiagnosen*. Hagen: Lehrbrief Fernuniversität Hagen.
- Müller, H.-P., Reitz, T. (Hg.) 2018: *Simmel-Handbuch. Begriffe, Hauptwerke, Aktualität*. Berlin: Suhrkamp.
- Nassehi, A. 2018: Über Beziehungen, Elefanten und Dritte. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 292–301.
- Rammstedt, O. 2011: Der Weg zu Simmels »kleiner« Soziologie. In H. Tyrell, O. Rammstedt, I. Meyer (Hg.), *Georg Simmels große Soziologie. Eine kritische Sichtung nach hundert Jahren*. Bielefeld: transcript, 347–366.
- Schluchter, W. 2005: *Handlung, Ordnung und Kultur. Studien zu einem Forschungsprogramm im Anschluss an Max Weber*. Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Simmel, G. 1989/1991 [1892/1893]: Einleitung in die Moralwissenschaft. *Georg Simmel Gesamtausgabe* Bände 3 und 4, hgg. von K.C. Köhnke. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, G. 1989 [1900]: *Philosophie des Geldes*. *Georg Simmel Gesamtausgabe* Band 6, hgg. von D.P. Frisby, K.C. Köhnke, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, G. 1992a [1894]: *Das Problem der Sociologie*. *Georg Simmel Gesamtausgabe* Band 5, hgg. von H.-J. Dahme, D.P. Frisby. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 52–61.
- Simmel, G. 1992b [1908]: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. *Georg Simmel Gesamtausgabe* Band 11, hgg. von O. Rammstedt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Simmel, G. 1997 [1905/1907]: Kant. Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Georg Simmel Gesamtausgabe Band 9, hgg. von G. Oakes, K. Röttgers. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, G. 1999 [1917]: Grundfragen der Soziologie. Georg Simmel Gesamtausgabe Band 16, hgg. von G. Fitzzi, O. Rammstedt. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 59–150.
- Simmel, G. 2005: Briefe 1880–1911. Georg Simmel Gesamtausgabe Band 22, hgg. von K.C. Köhnke. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, G. 2008: Briefe 1912–1918, Jugendbriefe. Georg Simmel Gesamtausgabe Band 23, hgg. von O. Rammstedt, A. Rammstedt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Smelser, N.J., Reed J.S. 2012: Usable Social Science. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press.
- Weber, M. 1924: Rede auf dem deutschen Soziologentag in Frankfurt 1910, In M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik. Tübingen: Mohr-Siebeck, 431–449.
- Weber, M. 1973: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. 4. Auflage Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Weischenberg, S. 2012: Max Weber und die Entzauberung der Medienwelt. Wiesbaden: Springer VS.

# Die Akademie für Soziologie und das Hornberger Schießen

*Ludger Pries*

Kürzlich kam mir die Frage, ob der Streit zwischen der DGS und der Akademie für Soziologie (as) nicht Parallelen zum Sommertheater zwischen den Unionsparteien CDU und CSU um eine gemeinsame Linie in der Flüchtlingspolitik hat. Mit viel Getöse wurde vom kleineren Unionspartner ein Streit inszeniert, der für beide Seiten letztlich mit einer loss-loss-Bilanz endete – und hauptsächlich dem »Original« rechtspopulistischer Flüchtlingsabwehrstrategien nützte, der AfD. Freilich zeigt der Vergleich schnell seine Grenzen. Die CSU ist eine traditionsreiche Partei, groß im kleinen Maßstab, klein im großen Maßstab. Die as ist neu und in vielerlei Hinsicht klein. Dass ihre Gründung dem Fach als Ganzem eher schadet als nützt, dürfte Einschätzung der großen Mehrheit derjenigen sein, die sich als Soziologinnen und Soziologen bezeichnen. Eine Parallele zwischen Unions-sommertheater und as-Gründung liegt vielleicht darin, dass der Kern der zugrundeliegenden Auseinandersetzung – ähnlich wie beim Riesen Tur Tur aus Michael Endes »Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer« – immer kleiner wird, je genauer man hinschaut.

Die »Grundsätze« der as formulieren ein innerhalb der multi-paradigmatischen Soziologie und ihrer DGS vertretenes spezifisches Wissenschaftsverständnis, welches als solches akzeptiert ist, aber weder ein kleinster gemeinsamer Nenner der Soziologie ist, noch deren kleinstes gemeinsames Vielfaches oder größter gemeinsamer Teiler. In den Grundsätzen heißt es:

»Die *soziale Realität* ist grundsätzlich erkennbar und besteht von Einzelansichten und Hypothesen unabhängig. Dass gleichwohl jede soziale Realität von Subjekten konstruiert wird, widerspricht dem nicht, sondern weist auf die Bedeutung von Theorien und Paradigmen für jede Wissenschaft hin.« (<https://akademie-soziologie.de/akademie/grundsaeetze/>, Hervorhebung im Original).

Diese zwei Sätze begründen einen einheitswissenschaftlichen Anspruch, Soziologie letztlich wie die Naturwissenschaften zu betreiben. Der logische Empirismus ist eine philosophische Denkrichtung des frühen 20. Jahrhunderts, kann aber nicht einen für alle Wissenschaften begründbaren Geltungsanspruch erheben.

Wer sich mit Wissenschaftstheorie oder etwa der »Philosophie der Physiker« (Erhard Scheibe) beschäftigt, wird selbst dem Satz »Die natürliche Realität ist grundsätzlich erkennbar und besteht von Einzelansichten und Hypothesen unabhängig« keinen allgemeinen Geltungsanspruch zubilligen. Die Heisenbergsche Unschärferelation der Quantenphysik liefert ein Beispiel: Verschiedene Eigenschaften eines Teilchens, wie zum Beispiel Ort und Impuls, sind nicht beliebig genau und gleichzeitig analysierbar. Selbst in der Teilchenphysik beeinflussen bei der Messung kleinster Teile und Kräfte die Apparaturen und Kräfte des Messens selbst das Untersuchungsobjekt. Und ohne Begriffe und Theorien ist weder die »natürliche Realität« noch die »soziale Realität« erkennbar. Nach Immanuel Kant setzt Weltwahrnehmung und -erkenntnis immer schon Begriffe und Anschauungen davon voraus, was erkannt werden soll. Welterkenntnis ist nur möglich durch die Kombination von reinem, rationalistischen a priori Anschauungsdenken und der auf praktischen Sinneserfahrungen aufbauenden vernunftgeleiteten Urteilsbildung.

Wenn schon der erste Satz der as-Grundsätze bezogen auf die »natürliche Realität« wissenschaftstheoretisch und philosophisch diskussionswürdig ist, so gilt dies aus zwei Gründen umso mehr für die »soziale Realität«. Erstens unterscheidet sich dieser *Erkenntnisgegenstand der Soziologie* qualitativ von dem der Naturwissenschaften. Die soziale Realität umfasst die Verwobenheit sozialer Praxis, Symbolsysteme und Artefakte, die sich über Deutungen und Bedeutungen konstituieren. Deshalb existiert die soziale Realität nicht »von Einzelansichten und Hypothesen unabhängig«. Denn die soziale Realität wird sowohl auf der Ebene alltäglicher Lebenswelten (Alfred Schütz) als auch auf der Ebene ihrer wissenschaftlichen Erforschung von den Akteuren mitkonstituiert. Die dabei mobilisierten Anschauungs- und Denkformen, die Symbolsysteme, sind »bis auf weiteres« unproblematisch,

wenn sie in der sozialen Praxis und im Gebrauch der Artefakte weitgehend geteilt und handhabbar, funktionstüchtig sind. Dies gilt für die alltäglichen Lebenswelten außerhalb wie innerhalb der Wissenschaften. Da die soziale Realität ein beständiges Prozessieren von Gegenständen und Bedeutungen in der Zeit ist, welches weder replizierbar noch zurückspulbar ist, ist ihre Erkennbarkeit auf die jeweils aktuell vorherrschenden »Aufmerksamkeits-trichter« und die in Texten jeglicher Art sedimentierten Zeugnisse vorhergehender sozialer Realitäten begrenzt.

Die Tatsache, dass die soziale Realität auch für die in ihr Lebenden und nicht – wie die natürliche Realität in den Naturwissenschaften – nur für die sie erforschenden Wissenschaftler mit (Be-)Deutungen geladen ist, führt zu dem zweiten grundlegenden Unterschied zwischen Soziologie und Naturwissenschaften. Über Deutungen und Bedeutungen als Strukturbestandteil der sozialen Realität sind die Forschenden selbst in qualitativ direkter, unhintergehbare Weise mit ihrem Forschungsgegenstand verbunden. Während das Gebot der Reflektion von Entdeckungs-, Begründungs- und Verwertungszusammenhang auch für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler anderer Fächer gilt, muss in der Soziologie immer auch darüber explizit Rechenschaft abgelegt werden, in welchem biographischen, lebensweltlichen, kulturellen etc. (Be-)Deutungsverhältnis Erkenntnissubjekt und -objekt stehen. Eigene Lebenserfahrungen und sozio-kulturelle Verortungen prägen in der Soziologie in weit größerem, weil un- und vorbewusstem Ausmaß den Interessentrichter und die Erkenntnisrahmung, als dies in der Regel reflektiert und über die üblichen Referenzen auf »Stand der Forschung« und »eigene Vorarbeiten« ausgewiesen wird. So ist Max Webers Verhältnis zur protestantischen Ethik, zur Natur oder zu Sexualität ohne Bezugnahme auf seine Biographie nicht zu verstehen und zu erklären (Radkau 2005).

Wenn man soziale Realität bzw. soziale Räume (Pries 2008) genuin in den drei Dimensionen von sozialer Praxis, Symbolsystemen und Artefakten denkt, die sich wechselseitig konstituieren und reproduzieren, dann greift eine Reduktion des Erkenntnisgegenstandes auf »Handlungs- und Kommunikationsformen« und »System-/Umwelt-Verhältnisse« (Nassehi 2018: 300) zu kurz. In der sozialen Praxis von handelnden Personen »inkorporierte Sozialität« als soziale Ordnungsstruktur ist ebenso genuiner Bestandteil der sozialen Realität wie die in Artefakten und Symbolsystemen »objektivierte Sozialität« (Hillebrandt 2009). Wenn man die soziale Realität ausgehend von den drei Perspektiven sozialen Handelns, sozialer Ordnungsbezüge und sozialen Wandels wissenschaftlich untersucht (Pries 2017), dann kann der § 1

in Max Webers »Wirtschaft und Gesellschaft« auch heute noch eine gute Ausgangsplattform bilden:

»Soziologie [...] soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln [und soziale Ordnungen und sozialen Wandel] deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will.« (Weber 1972: 1)

Das deutende Verstehen geht dem ursächlichen Erklären voraus. Von den damit verbundenen Herausforderungen für das Wissenschaftsverständnis der Soziologie ist in den as-Grundsätzen keine Rede.

Dabei birgt dieser Ausgangspunkt des Doppelschritts von deutendem Verstehen und *erst dadurch möglichem* ursächlichen Erklären eine riesige Chance für die Soziologie als Brückenwissenschaft zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Komplexe Artefaktesysteme entwickeln als Aktanten unter Umständen eigene soziale Praxisformen. Die Grenzen dessen, was als soziale Realität den Erkenntnisgegenstand der Soziologie ausmacht, werden im 21. Jahrhundert umgepflügt. Die Unterscheidung von Natur und Kultur, für die Soziologie seit ihrem Entstehen eine einheitsstiftende Unterscheidung, wird im Pleistozän angesichts von Gen-Schere, Künstlicher Intelligenz, neuronalen Netzen und den Erkenntnissen der evolutionären Soziologie (etwa zu vorbewussten Handlungsantrieben oder biologischen Einflüssen sozialen Handelns) immer schwieriger und fragwürdiger. Auf die sozialen Herausforderungen dieser gegenwärtigen Entwicklungen hat die deutsche Soziologie bisher nur wenig reagiert, ist sie nur halbwegs vorbereitet. Dabei erkennen andere Wissenschaften zunehmend, dass die Soziologie hier eine Schlüsselrolle spielt.

Anstatt sich nun diesen großen Herausforderungen des Faches zu stellen, mühen sich die as-Promoter in unnötigen Scharmützeln ab. Die DGS als Ganzes täte gut daran, sich nicht von den eigentlichen Fragen der Zeit ablenken zu lassen – die sind wahrlich größeren Kalibers. Und je genauer man sich die Motivlagen und Begründungen innerhalb der as und der DGS ansieht, desto deutlicher wird, dass die Differenzierungen und Positionsabstände *innerhalb* beider Verbände wohl nicht signifikant kleiner sind als die *zwischen* ihnen. Clusterbildung fehlgeschlagen. Das galt ja übrigens auch im Sommertheater zwischen CDU und CSU, das nach allgemeiner Wahrnehmung (zumindest kurzfristig) ausging wie das Hornberger Schießen: Viel Getöse, viel verschossenes Pulver, nichts dabei herausgekommen. Wobei die Etymologie des Hornberger Schießens ein gutes Beispiel dafür ist, dass die soziale Realität nicht immer vollständig erkennbar ist: Wir können heute wissenschaftlich nicht hinreichend genau sagen, ob sich die Ereignisse,

die der entsprechenden Erzählung zugrunde liegen, tatsächlich und wenn ja wie und wann (1519, 1564 oder im 18. Jahrhundert) ereignet haben.

Es wäre fatal, wenn die Diskussionen um die Gründung der as ebenfalls wie das Hornberger Schießen endeten. Was die DGS eigentlich braucht, ist eine thematische Fokussierung auf die großen Zukunftsherausforderungen der sozialen Realität, als da wären: Neujustierung, Restrukturierung, Grenzauflösung im Mensch-Natur-Artefakte-Verhältnis; Lokalisierung, Re-Nationalisierung, Transnationalisierung und Globalisierung sozialer Ungleichheiten und Identitäten; Koexistenz und neue Grenzziehungen zwischen Wohlstandsinseln und »globalen sozialen Brennpunkten« (schwache Staaten, neue Kriege, Klimawandelauswirkungen); Sozialbeziehungen zwischen Digitalisierung und Neuerung, Verdinglichung und Versinnlichung. Für die Bearbeitung dieser Themen sollte die Soziologie theoretisch und empirisch die Kooperation verstärken mit Soziobiologie, Neuroinformatik, Verhaltensökonomie, Paläontologie, evolutionärer Anthropologie, Klimawissenschaften, den Wissenschaften humanitärer Krisen und »neuer Kriege«, Digitalisierungs- und Datenwissenschaften – um nur einige Felder zu nennen. Natürlich variiert die individuelle Setzung solcher Relevanzstrukturen mit dem jeweiligen paradigmatischen Standpunkt. Umso wichtiger ist es für die Wirksamkeit und Sichtbarkeit des Faches, dass professionelle Fokussierungen nicht durch organisationale Differenzierungen, sondern gemeinsam und diskursiv erarbeitet werden. Die damit zusammenhängenden Aufgaben sind nicht vom Typ Riese Tur Tur, sondern gigantisch.

## Literatur

- Hillebrandt, F. 2009: Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität. Wiesbaden: VS.
- Nassehi, A. 2018: Über Beziehungen, Elefanten und Dritte. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 292–301.
- Pries, L. 2008: Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Pries, L. 2017: Soziologie. Schlüsselbegriffe, Herangehensweisen und Perspektiven. 3. durchgesehene Auflage, René-König-Lehrbuchpreis der DGS. Weinheim: Beltz-Juventa.
- Radkau, J. 2005: Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens. München, Wien: Hanser.
- Weber, M. 1972: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: J.C.B. Mohr.

## Great Transformation: Die Zukunft moderner Gesellschaften

Abschlusskonferenz der DFG-Kollegforscher\_innengruppe »Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung. Zur (De-)Stabilisierung moderner Wachstumsgesellschaften« und 2. Regionalkonferenz der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 23. bis 27. September 2019 in Jena

»Unsichere Zeiten« lautete das Thema des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2008 in Jena. Ein gutes Jahrzehnt später sind die Zeiten keineswegs sicherer geworden. Zwar ist die Weltwirtschaft nach der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise von 2007 bis 2009 rasch auf einen Wachstumskurs zurückgekehrt und die Bundesrepublik verzeichnet lang anhaltende Prosperität, sinkende Arbeitslosigkeit, Beschäftigungsrekorde und wachsende Steuereinnahmen. Doch gleichzeitig nehmen – scheinbar paradox – innergesellschaftliche Spaltungen und Polarisierungen offenbar zu. Die Überzeugung, dass es so, wie es ist, nicht bleiben könne, gehört inzwischen zum common sense auch gesellschaftlicher Eliten. Vieles spricht dafür, dass insbesondere die frühindustrialisierten Länder eine »Great Transformation« (Karl Polanyi), eine Periode tiefgreifender Umbrüche durchlaufen werden, die voraussichtlich eine Abkehr von den über Jahrzehnte hinweg dominanten Wachstumsmustern, Produktionsformen und Lebensweisen beinhalten wird. Doch wohin soll die Reise gehen und wer soll die Weichen stellen? Mit diesen Fragen beschäftigt sich die Doppelkonferenz vom 23. bis 27. September 2019 in Jena. In die DGS-Regionalkonferenz zum Thema ist die Abschlusskonferenz der Jenaer DFG-Kollegforscher\_innengruppe »Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung. Zur (De-)Stabilisierung moderner Wachstumsgesellschaften« integriert.

### Große Transformation und neue gesellschaftliche Herausforderungen

Das Konferenzthema greift Karl Polanyis Diagnose einer Great Transformation auf und überträgt sie mit gebotener Vorsicht auf die jüngere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Rede von einer großen Transformation dient derzeit vielen Sozialwissenschaftler\_innen, aber auch erheblichen Teilen der politischen Eliten und ihrer Think Tanks dazu, aktuelle Umbrüche zu beschreiben (Nancy Fraser, Michael Burawoy und viele andere). Auch dort, wo er sich von Polanyis Gesellschaftsdiagnose abgelöst

hat, bestimmt der Transformationsgedanke, wie im Falle der Festlegung von Zielen für nachhaltige Entwicklung (Sustainable Development Goals), gesellschaftliche Diskurse. Karl Polanyi hatte die Entwicklung frühindustrialisierter Länder bekanntlich als Doppelbewegung interpretiert. Vom ideologischen Leitbild reiner Marktgesellschaften angetrieben, wurden die fiktiven Waren Arbeit, Boden und Geld im liberalen Wettbewerbskapitalismus so behandelt, als seien sie handelbare Güter wie jedes andere. Diese Bewegung bewirkte ein soziales *disembedding*, ein Herauslösen der Märkte aus ihren gesellschaftlichen Bindungen, was wiederum Gegenbewegungen provozierte, die schließlich im deutschen und europäischen Faschismus kulminierten. So verstanden ist Transformation ein doppeldeutiger Begriff. Er thematisiert einen tiefgreifenden, lang anhaltenden Umbruch, der keineswegs zur Besserung von Gesellschaften führen muss, sondern auch in autoritären Herrschaftsformen enden kann.

Geschichte wiederholt sich nicht. Dennoch sind Parallelen zur Gegenwart nicht von der Hand zu weisen. Als Reaktion auf stagnative Tendenzen in den frühindustrialisierten Ländern in Gang gesetzt, mündete die »intensivierte Globalisierung« (Anthony Giddens) seit den 1980er Jahren in eine Welt, die vornehmlich über Märkte, transnationale Handels-, Produktions- und – weniger beachtet – internationale Sorgeketten verflochten ist. Soziolog\_innen wie Anthony Giddens, Politiker\_innen wie Tony Blair und viele andere betrachteten die Globalisierung lange als Fahrt mit dem Dschagannath-Wagen. Die – zuallererst ökonomische – Globalisierung erschien ihnen als unhintergehbare Sachzwang. Wer sich nicht anpasste, lief Gefahr, vom Gefährt der indischen Gottheit überrollt zu werden. Spätestens seit der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise beginnen sich Sichtweisen und Interpretationen zu verändern. Die Globalisierung ist repulsiv geworden. Sie gebiert gegenläufige Bewegungen, die auf die verursachenden Zentren im reichen Norden zurückschlagen und auch dort Gesellschaften verändern. Zu wichtigen diskutierten kritischen Aspekten der damit verknüpften Transformationen zählen:

- das Abflachen der ökonomischen Wachstumsraten in den altindustriellen Gesellschaften, die mit der Dynamik aufholender Hochwachstumsgesellschaften (China, Indien) kontrastieren;
- zunehmende Ungleichheiten innerhalb der meisten nationalen Gesellschaften, bei gleichzeitiger Abnahme von Ungleichheiten zwischen den Staaten des Nordens und des Südens;

- die Ausbreitung prekärer Arbeits- und Lebensformen, wie sie zuvor eher in Ländern des globalen Südens bekannt waren, in transnationalen Produktions- und Sorgeketten und damit im reichen Norden;
- die zunehmende politische Thematisierung dieser Prekarisierung, insbesondere auch als strukturelle Care-Krise in je lokaler Spezifität und den damit einhergehenden Reform- oder Lösungsbemühungen;
- Abbau und Neujustierung staatlicher (Wohlfahrts-)Strukturen insbesondere im globalen Norden, die zum Teil wie eine im Vergleich etwa zu Lateinamerika verspätete und nachholende Dynamik erscheinen und in sozialer, politischer wie ökologischer Hinsicht destruktive Folgen zeitigen können;
- eine Kumulation ökologischer Gefahren, die planetarische Belastungsgrenzen überschreiten oder zu überschreiten drohen;
- anwachsende Fluchtbewegungen, die in ihren Spitzen nun auch die alten kapitalistischen Zentren erreichen und diese zur Auseinandersetzung mit globalen und transnationalen Dynamiken zwingen. Europäische Gesellschaften sind gezwungen, sich als plurale Migrationsgesellschaften zu begreifen;
- eine forcierte Digitalisierung, die als neues hegemoniales Wachstumsprojekt gesellschaftliche Spaltungen vertiefen und demokratische Öffentlichkeiten destruieren kann; die aber auch neue Formen demokratischer Auseinandersetzungen und massenhafter Mobilisierung ermöglicht (zum Beispiel #metoo);
- populistische Revolten, die, auch wenn sie sich innerhalb demokratisch verfasster Staaten abspielen, autoritäre Herrschaftsmechanismen bedienen;
- eine Zunahme von Gewalt – oder auch eine steigende Sensibilisierung gegenüber strukturellen Formen von Gewalt (zum Beispiel Armut, sexualisierte oder rassifizierte Gewalt) inklusive ihrer zunehmenden gesellschaftlichen Ächtung.

Die Liste mit solchen kritischen oder ambivalenten Dynamiken sowie deren politischen Be- und Verarbeitungsformen lässt sich erweitern. Alternativ können aber auch Perspektiven eingenommen werden, die neben manchen Nachteilen ausdrücklich auch die zahlreichen Vorteile von Entwicklungen in den genannten Bereichen in den Blick nehmen. Wie die Globalisierung selbst, so machen sich auch sozio-ökonomische, kulturelle und politische Repulsionen ungleichzeitig und auf unterschiedlichen Ebenen bemerkbar. Schon deshalb können intensivierete Globalisierung und die durch sie erzeugten Gegenbewegungen nicht nach dem Muster eines schlichten

Ursache-Wirkungs-Mechanismus gedeutet werden. Ungeachtet nötiger Differenzierungen benennt die Rede von der *repulsiven Globalisierung* insgesamt doch eine – nunmehr historisch neue – Doppelbewegung. Aus ihr resultierende Konflikte lassen sich demokratisch offenbar nur noch schwer einhegen. Selbst in prosperierenden Gesellschaften schwindet das Vertrauen in gesellschaftliche Basisinstitutionen. Das provoziert Verunsicherung, Krisen, gesellschaftliche Polarisierungen, Konflikte und Kriege, aber auch die Chance und Pflicht, die Zukunft moderner Gesellschaften neu zu denken.

Nach dem raschen Wachstum

Die neuen gesellschaftlichen Herausforderungen und ihre Deutungen, die mit ihnen verbundenen Chancen und Verwerfungen, aber auch die Suche nach Alternativen zum Bestehenden stehen im Zentrum der Jenaer Doppelkonferenz. Die Veranstalter\_innen setzen dabei bewusst einen thematischen Schwerpunkt. Im Mittelpunkt steht der Zusammenhang von sozialen und ökologischen Problemen. Es geht um die Zukunft des Wirtschaftswachstums samt seinen sozialen, kulturellen, ökologischen, technologischen und politischen Implikationen. Thematisiert werden gesellschaftliche Wachstumstreiber, aber auch Wachstumsbarrieren sowie deren Bedeutung für Dynamik und Stabilität moderner kapitalistischer Gesellschaften.

Anhand dieser Thematik, die von der Jenaer Kollegforscher\_innen-gruppe seit 2011 systematisch bearbeitet wird, kann das historisch Singuläre des anhaltenden Umbruchs diskutiert werden. Seit der industriellen Revolution schienen kapitalistische Moderne und rasches, permanentes Wirtschaftswachstum zwei Seiten ein und derselben Medaille zu sein. Zwar setzten sich Wachstumsschübe über Krisen und regional unterschiedlich durch, doch aus der Langzeitperspektive betrachtet, wuchs die Weltwirtschaft vor allem in ihren Zentren rasch und mit hohen Steigerungsraten. Das hat sich zumindest in den frühindustrialisierten Ländern geändert. Volkswirtschaften dieser Staaten könnten, so einschlägige Diagnosen, die Zeiten eines schnellen Wachstums ein für alle Mal hinter sich gelassen haben (James Galbraith). Zwar sind die Ökonomien der meisten OECD-Staaten seit der globalen Krise ungewöhnlich lange gewachsen, doch das wird voraussichtlich nicht so bleiben. Institutionen wie der IWF prognostizieren für die frühindustrialisierten Länder eine Zukunft mit niedrigen Wachstumsraten. Sofern Wachstum überhaupt noch generiert werden kann,

ist es mit einer zunehmend ungleichen Verteilung des erzeugten Reichtums verbunden. Zudem läuft größeres Wirtschaftswachstum unter den gegebenen Bedingungen auf beschleunigten Energie- und Ressourcenverbrauch sowie auf die Zunahme klimaschädlicher Emissionen hinaus. Lange Zeit als Indikator für die Mehrung gesellschaftlichen Reichtums geradezu fraglos akzeptiert und seitens der politischen Eliten noch immer als Voraussetzung gesellschaftlicher Stabilität betrachtet, werden die zivilgesellschaftlichen Legitimationen des auf fossilen Energien basierenden Wachstumstyps zunehmend brüchig.

Mit der Aussicht auf ständig steigenden Wohlstand geht den kapitalistischen Zentren zugleich jener »soziale Kitt« verloren, der die noch immer überaus reichen und vergleichsweise sicheren Gesellschaften des globalen Nordens lange Zeit zusammengehalten hat. Nicht nur der Lebensstandard, auch die Pazifizierung des Klassenkonflikts, die umverteilende Wirkung des Wohlfahrtsstaates und die Integrationskraft der Demokratie gründeten auf der Annahme permanenten Wachstums. Was geschieht, wenn dieses Wachstum ausbleibt, auf Dauer schwächer wird, mit zunehmend ungleicher Verteilung einhergeht, ökologisch nicht mehr zu verantworten und kulturell nicht mehr wünschenswert ist? Können sich, wie manche meinen, marktwirtschaftlich-kapitalistische Gesellschaften mit niedrigen Wachstumsraten arrangieren (James Galbraith)? Können sie dies, ohne gegenüber den Hochwachstumsgesellschaften südlicher Schwellenländer irreversibel zurückzufallen? Und können solche Anpassungen ökologisch und sozial nachhaltig sein? Oder müssen wir, wie andere meinen, davon ausgehen, dass der Kapitalismus zumindest dort, wo er entstanden ist, allmählich endet (Wolfgang Streeck)? Werden wir gar Zeug\_innen eines Niedergangs des gesamten kapitalistischen Welt-Systems (Immanuel Wallerstein)? Befinden wir uns bereits inmitten einer Transformation hin zu postkapitalistischen Gesellschaftsformationen (Paul Mason, Jeremy Rifkin), zumindest aber zu neuen Formen von Öffentlichkeit, Demokratie und Politik (Wendy Brown, Judith Butler, Joan Tronto)? Die Beschäftigung mit diesen Fragen bildet den roten Faden der Konferenz.

## Soziologie als experimentelle Utopistik?

Mit der Wahl dieses Konferenzthemas begibt man sich bewusst auf unsicheres und umstrittenes Terrain. Um ihre Prognosefähigkeit war es in Soziologie und Sozialwissenschaften nur selten gut bestellt. Und wenn es um die Kreation von – noch dazu praktikablen – Alternativen ging und geht, gehören Soziolog\_innen meist nicht zur ersten Garde einflussreicher Berater\_innen. Eine Zukunft vor Augen, die voraussichtlich auch von Krisen, sozialen Auseinandersetzungen und gesellschaftlichen Veränderungen geprägt sein wird und in der selbst Systembrüche möglich sein könnten, wird die Wissenschaft von der Gesellschaft einer Beschäftigung mit den genannten Themen nicht ausweichen können. Ob dies aber in Handlungsanweisungen münden kann, ist zu bezweifeln. Verbindliche Rezepturen hat die Wissenschaft von der Gesellschaft nicht zu bieten. Ihre häufig beklagte Prognoseunfähigkeit hat nicht zuletzt gute wissenschaftsimmanente Gründe. Allerdings besteht eine Stärke der Soziologie in ihrer Fähigkeit, Gesellschaften und gesellschaftliche Entwicklungen aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten. Ihr methodologisches Prinzip ist idealiter das einer konstruktiven, evidenzbasierten und theoretisch versierten Kontroverse. Indem sie unterschiedliche Sichtweisen und Interpretationen dialogisch und streitbar aufeinander bezieht, leuchtet sie zugleich unterschiedliche gesellschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten aus.

Die Konferenz will einer »experimentellen Utopistik« ein Forum bieten. Die fundierte Debatte um Gegenwartsdiagnosen und unterschiedliche gesellschaftliche Zukünfte soll exemplarisch nicht nur unter Soziolog\_innen, sondern interdisziplinär und mit Hilfe von Expertise aus der gesellschaftlichen Praxis geführt werden. Dem Anliegen, Möglichkeiten und Grenzen einer soziologischen Utopistik zu erproben, ihre Sinnhaftigkeit auszuloten, aber auch zu hinterfragen, trägt auch der formal-organisatorische Rahmen der Doppelkonferenz Rechnung.

### Der organisatorische Rahmen

Nach dem Auftakt unter anderem mit Branko Milanović am ersten Abend werden am folgenden Konferenztag (Dienstag, 24. September 2019) Forschungsergebnisse des Jenaer Kollegs zur Diskussion gestellt. In einer Reihe von Plenen geht es um gesellschaftliche Wachstumstreiber und

Wachstumsbarrieren sowie deren strukturbildende Wirkungen. Unter dem Oberthema »Nach dem raschen Wachstum« werden unter anderem die Gegenwart und Zukunft von Globalisierung, Arbeit und Ungleichheit, sozialer Reproduktion, Naturverhältnissen, Subjektivitäten und gutem Leben thematisiert. Diskussionsgegenstand sind die Konturen künftiger Postwachstumsgesellschaften – sowohl als normative Orientierung als auch als soziale Realität.

Der zweite Konferenztage (Mittwoch, 25. September 2019) erweitert die Fragestellungen und die Themen, die in den Blick genommen werden. Es geht um Weichenstellungen in umkämpften Feldern. Ausgelotet werden soll, welche Veränderungsdynamiken als wirksam angesehen werden und was dies für Gesellschaften der Zukunft bedeutet. Thematisiert werden unter anderem globale Finanzmärkte, Klassen- und Sozialstruktur, Nachhaltigkeit, Geschlechterverhältnisse, Migration und Flucht, Mobilität, Arbeitsbeziehungen und soziale Bewegungen. Themenbezogene Veranstaltungen können von den Sektionen gestaltet werden.

Am dritten Konferenztage (Donnerstag, 26. September 2019) werden alternative Entwicklungsoptionen für wichtige soziale Felder exemplarisch diskutiert. Auch hier ist eine aktive Beteiligung von Sektionen der DGS ausdrücklich gewünscht.

Am Abschlusstage (Freitag, 27. September 2019) wird mit der Digitalisierung ein Zukunftsprojekt neokapitalistischer Expansion in den Blick genommen. Zugleich geht es aus verschiedenen Perspektiven um Soziologie, wissenschaftliche Kritik und gesellschaftliche Öffentlichkeiten. Zur Diskussion stehen der anhaltende Strukturwandel des Öffentlichen, aber auch Ansprüche und Realitäten einer globalen öffentlichen Soziologie.

Beteiligen Sie sich!

Der Konferenz liegt auf der Basis der Arbeit der Kollegforscher\_innen-gruppe und des Jenaer Forschungsprofils eine klare Arbeitshypothese zugrunde: Moderne kapitalistische Gesellschaften befinden sich in einer Periode weitreichender Transformationen. Dieser Arbeitsthese kann man zustimmen, man kann sie ablehnen oder ausdifferenzieren. In jedem Fall ist das Fach in seiner Breite angesprochen. Das Thema ist geeignet, wichtige Prognosen auf den Prüfstand zu stellen: die Grenzen des Wachstums, das Ende der Arbeit und der Arbeitsgesellschaft, das Ende der Moderne, das

---

Ende der Großgruppengesellschaft, das Ende der Geschichte, das Ende der Externalisierung etc. Das Thema leitet hin zur Frage nach gesellschaftlichen Zukünften auf allen Ebenen. Es hat experimentellen Charakter und ist so geeignet, soziologische Forschungsergebnisse in einen internationalen und interdisziplinären Kontext zu stellen. Die Konferenz kann aber nur gelingen, wenn sich möglichst viele Soziolog\_innen aktiv einbringen – sei es mit eigenen Beiträgen oder als Mitdiskutierende. Deshalb laden wir alle Kolleg\_innen, Studierende und Interessierte ein: Kommen Sie nach Jena! Diskutieren Sie mit uns! Kritisieren Sie uns! Und vor allem: Denken Sie mit uns über mögliche Zukünfte moderner Gesellschaften nach!

Klaus Dörre

Hartmut Rosa

Der DGS-Vorstand

## Veränderungen in der Mitgliedschaft

### Neue Mitglieder

Ayhan Mathias Adams, Osnabrück  
Philipp Arnold, M.A., Berlin  
Jun.-Prof. Dr. Stefan Aykut, Hamburg  
Mag. Dr. Josef Barla, Wien  
Anna Bauer, Augsburg  
Johannes Beetz, Heidesheim  
Dr. Tobias Boll, Mainz  
Eva Brauer, M.A., Münster  
Lilli Alexa Braunisch, M.A., Berlin  
Dr. phil. Kristina Brümmer, Oldenburg  
Prof. Dr. Marian Burchardt, Berlin  
Larissa Burggraf, Uttenreuth  
Dr. Florian Butollo, Berlin  
Dr. Coskun Canan, Berlin  
Dr. phil. Ana Ida Cárdenas Tomažić, München  
Lucas Cé Sangalli, M.A., Göttingen  
Dipl.-Soz. Franziska Dahlmeier, Hamburg  
Tamara Dangelmaier, M.A., Münster  
Larissa Deppisch, Braunschweig  
Dr. Emanuel Deutschmann, Bremen  
Dr. phil. Sascha Dickel, Hannover  
Simon Dombrowski, Hamburg  
Viola Dombrowski, Koblenz  
Isabella Enzler, M.A., Göttingen  
Janis Evers, Essen  
Lena Grebenstein, Jena  
Lydia Heidrich, Bremen  
Mark Helle, Düsseldorf  
Dr. Julia Hertlein, Berlin  
Roman Heuser, Aachen  
Elisabeth Hill, Augsburg  
Sebastian W. Hoggenmüller, Karlsruhe  
Kathrin Hohmaier, M.A., Oldenburg  
Patrick Kahle, Bielefeld

Katja Klebig, M.A., Leipzig  
Micha Knuth, Berlin  
Georg Kolbeck, Mainz  
Christine Körner, Berlin  
Sophie Krug von Nidda, Paderborn  
Coline Kuche, Göttingen  
Markus Kurth, Hamburg  
Dr. phil. Matthias Leanza, Basel  
Dr. Doris Maria Lindner, Wien  
Prof. Dr. Martina Loos, Berlin  
Kevin Maier, Freckenfeld  
Dr. habil. Alexandra Manske, Hamburg  
Dr. Séverine Marguin, Berlin  
Alexander Mitterle, Berlin  
Claudia Mock, M.A., Berlin  
Julian Möhring, Niddatal Assenheim  
Dr. Sylvia Nienhaus, Freiburg  
Karsten Pieper, Bielefeld  
Prof. Dr. Maria Pohn-Lauggas, Wien  
Dr. Katrin Roller, München  
Julia Rüdell, Bottrop  
Daniela Russ, Berlin  
Nadine Sarfert, Berlin  
Ulrike Sasse, Lüneburg  
Julia Schneider, Rostock  
Anja Schünzel, M.A., Berlin  
Marvin Sieger, Siegen  
Svenja Spyra, M.A., München  
Randy Stache, Marburg  
Marc Strotmann, M.A., Frankfurt am Main  
Andreas Sturm, M.A., Köln  
Oliver Tewes, M.A., Berlin  
Franziska von Verschuer, Offenbach  
Nora Waitkus, Hamburg  
Lydia Welbers, Bremen  
Andreas Wenninger, München  
Prof. Elke Winter, Ph.D., Konstanz  
Thomas Wuttke, Eichstätt

## Neue studentische Mitglieder

Seyma Gök, Rodenbach  
Jonas Gottschalk, Heidelberg  
Christina Herrmann, Augsburg  
Tim Hübner, Osnabrück  
Youssef Ibrahim, Bielefeld  
Melanie Melis, Münster  
Franziska Pflüger, Göttingen  
Johannes Wellhöfer, Erlangen  
Sebastian Weste, Soest-Ostönnen

## Austritte

Dipl.-Soz. Katharina Baumeister, Neubiberg  
Stefan Beljean, M.A., Somerville  
Florian Benner, Frankfurt am Main  
Christina Benning, Hamburg  
Stephanie Bethmann, M.A., Freiburg  
Karin Bomke, B.A., Hückelhoven  
Dipl.-Soz. Christian Borchers-Pawletta, Neusäß  
Prof. Dr. Margret Bülow-Schramm, Hamburg  
Dr. Andrea Dauber, Irvine  
Iris Davroux, Mainz  
Susann Dettmann, M.A., Augsburg  
Prof. Dr. Bernhard Dieckmann, Berlin  
Falk Justin Drewitz, Köln  
Dr. Eva-Christina Edinger, Zürich  
Dipl.-Soz.wiss. Susen Engel, Berlin  
Nina Ermlich, Essen  
Annika Eußner, Bielefeld  
Rudolf Farys, Bern  
Dr. Carola Maria Frege, Cambridge  
Dipl.-Soz. Andreas Gefken, Hamburg  
Sebastian Gottschall, Berlin  
Dipl.-Soz.wiss. Cornelia Gresch, Berlin  
Laura Valeria Grgic-Prenzel, Nagold

Dr. Julia Häuberer, Hamburg  
Dr. rer. pol. Raphael Heiberger, Bremen  
Lukas Heider, Berlin  
Max A. Irmer, M. Sc., Köln  
Silke Jakob, Viernheim  
Thies Johannsen, Berlin  
Dr. Arlena Jung, Berlin  
Patrick Kaminski, Bremen  
Dr. Kari-Maria Karliczek, Berlin  
Maren Klawitter, Hannover  
Fabienne Maximiliane Kleine, Winsen (Luhe)  
Sophia Koenen, Lauf  
Benjamin Köhler, Bernau  
Dipl.-Soz. Manfred Köhnen, Berlin  
Gabriele Korge, M.A., Stuttgart  
Dipl.-Soz. Daniel Kumitz, Berlin  
Dr. Thomas Kurtz, Berlin  
Martin Kutter, Mainz  
Matthias Lehmann, Mainz  
Philipp Linstädter, Leipzig  
Prof. Dr. Manfred Mai, Duisburg  
Dr. Susanne Neumann, Brey  
Dr. Martin Niederauer, Würzburg  
Sophie Olbrich, Berlin  
Florian Philipp Ott, Duisburg  
Moritz Panning, M.A., Altenholz  
Smaró-Katharina Poupoules, Nürnberg  
Dr. Nadine Reis, Bonn  
Dipl.-Soz. Eric Roda Gracia, Erzhausen  
Roshanak Roshan Bin, Berlin  
Prof. Dr. Jörg Rössel, Zürich  
Alessandra Schädel, Bielefeld  
Christin Scheurer, Dortmund  
Dr. Michaela Schier, Innsbruck  
Prof. em. Dr. Rudi Schmidt, Jena  
Timo Schneider, Altenkirchen  
Lisa Severing, Bochum  
Dr. Dörte Steinheisser, Darmstadt

Dipl.-Soz. Florian Süssenguth, München  
PD Dr. Hans Georg Tegethoff, Bochum  
Dipl.-Päd. Melanie Trommer, Bochum  
Philipp Trouillier, Blaubeuren  
Daria Ukhova, Bremen  
Kathrin Rosi Würtz, Bonn  
Dr. Sabine Zimmer, Stuttgart

#### Verstorben

Prof. Dr. Wolf Schluchter, Ebertsheim  
Prof. Dr. Dr. Siegfried Keil, Marburg  
Prof. Dr. Erika Spiegel, Heidelberg  
Prof. Dr. Roland F. Stiegler, Münster

## Sektion Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie

Die Frühjahrestagung der Sektion Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie (ESSA) am 26. und 27. April 2018 wurde dieses Jahr von Antje Daniel (Universität Bayreuth) und Eva Gerharz (Ruhr-Universität Bochum) zum Thema »Widerstand und Utopie – alternative Zukunftsvorstellungen und Entwicklungsentwürfe« an der Universität Bayreuth organisiert. Die Tagung erhielt finanziell und organisatorisch Unterstützung von der *Bayreuth Academy of Advanced African Studies*. Im Mittelpunkt der Tagung stand die Frage, welche »neuen« und »alten« Entwicklungs- und Zukunftsvorstellungen alltägliche Praktiken, Politiken oder Diskursen prägen. Dabei sollten Entwicklungs- und Zukunftsvorstellungen sowohl theoretisch-konzeptionell, methodisch-methodologisch als auch empirisch diskutiert werden.

Die Relevanz dieses Themas erklärt sich einerseits aus der Infragestellung gängiger Entwicklungstheorien, bspw. durch den post-Development Ansatz, wodurch sich die Aufmerksamkeit zunehmend auf Vorstellungen von einer besseren Zukunft losgelöst vom Terminus der Entwicklung richtet. In diesem Zusammenhang gelten Konzepte wie »buen vivir« in Lateinamerika oder »ubuntu« in Südafrika als Schlüsselbegriffe, um die Vorstellung des »besseren Lebens« und damit Alternativen zum Entwicklungsbegriff zu manifestieren. Andererseits gewinnen überall auf der Welt soziale Bewegungen, gesellschaftliche Gruppen, Kommunen, Ökodörfer und andere Formen der solidarischen und nachhaltigen Ökonomie und Ökologie an Bedeutung, welche Zukunftsentwürfe in eine gelebte Praxis alternativer Lebensformen, Produktionsweisen oder Entscheidungsmechanismen einbetten.

Entlang dieser Schwerpunktsetzung entfalteten sich die fünfzehn Beiträge der Tagung, indem sie anhand von Fallstudien aus Afrika, Asien, Europa und Südamerika die theoretisch-konzeptionelle Vielfalt an möglichen Zugängen zeigten.

Das erste thematische Cluster am 26. April beschäftigte sich mit Politiken, welche eine alternative Ordnungsvorstellung in den Mittelpunkt stellen. Während *Pedro Alarcón* (Berlin) in seinem Beitrag die Potentiale und Grenzen in staatliche Politiken eingeflossenen alternativen Zukunftskonzept »buen vivir« am Beispiel Ecuadors diskutierte, entwarf *Rüdiger Korff* (Passau) ein dystopisches Bild auf die aktuellen politischen Prozesse in Südostasien. *Benedict Arko* und *Matthew Sabbi* (Bayreuth) untersuchten die sich wandelnden Positionierungen der »chiefs« in Ghana und deren alternative ordnungsschaffenden Potentiale bzw. die damit verbundenen Kon-

flikte. Die variierenden Fallstudien verdeutlichten, dass alternative Zukunftsvorstellungen in nationale Politiken einfließen, diese transformieren und unter Umständen sogar umfassend infrage stellen. Damit sorgen Staaten mitunter selbst für die Verbreitung und Legitimation der Zukunftsvorstellungen, indem sie diese als Strategie der politischen Machterhaltung nutzen und gelegentlich sogar umdeuten.

Das zweite thematische Cluster diskutierte Alternativen in der Planung und Umsetzung von entwicklungspolitischen Zielsetzungen. *Astrid Bochow* (Göttingen) untersuchte männliche Beschneidungsrituale als alternative Strategie zur HIV-Bekämpfung. *Bettina Pieck* (Mainz) diskutierte die Grenzen entwicklungspolitischer Maßnahmen zur Verbesserung der Krankenversicherung.

Die intensiven Debatten um politische und entwicklungspolitische Alternativen wurden durch zwei Abendveranstaltungen abgerundet, die zugleich einen theoretischen Rahmen bildeten und neue Facetten auf alternative Entwicklungs- und Zukunftsvorstellungen zeigten: eine *keynote* und ein *book launch*:

Die *keynote* von *Leonhard Praeg* (Pretoria) mit dem Titel »Ubuntu: Perfect Future and the Future Perfect« ergänzte die empirischen Debatten um eine theoretische Reflexion über Zeitlichkeit. Entlang des südafrikanischen Konzept »ubuntu« verdeutlichte er die Varietät an Taxonomien und damit die unterschiedlichen Bedeutungsebenen von Vorstellungen des »guten Lebens« und der Zukunft.

Ein vom Forschungsprojekt »Middle Classes on the Rise« der *Bayreuth Academy of Advanced African Studies* (Projektleitung: Erdmute Alber und Dieter Neubert) organisierter *book launch* ergänzte die Abendveranstaltung. Er stand unter dem Titel »Middle Classes: New and Alternative Agents of Change?« und verwies auf Mittelschichten, also jene Akteursgruppen, welche mitunter mit der Entstehung neuer Vorstellungen über das gute Leben verbunden werden und ebenfalls gelegentlich als Träger sozialer Bewegungen und neuer Zukunftsentwürfe vorgestellt werden. Die Bücher »Middle Classes in Africa« (Kroeker et al. 2018) und »Mittelschichten und sozialer Wandel in Afrika« (Daniel et al. 2016) wurden von *Henning Melber* (Uppsala) und *Jan Budniok* (Hamburg) vorgestellt und diskutiert.

In Anschluss an die Abendveranstaltung stellte der folgende Tag die Akteure, Handlungsstrategien und Aushandlungsprozesse jener Gruppen in den Mittelpunkt, welche alternative Entwicklungs- und Zukunftsvorstellungen hervorbringen. *Michael Kleinod* (Bonn) diskutierte die Relation zwi-

schen Natur, Krise und der Entstehung von Zukunftsentwürfen. *Antje Daniel* (Bayreuth) beleuchtete die Vorstellungen vom »guten Leben« in einer öko-lifestyle Gemeinschaft in Südafrika, während *Joschka Philipps* (Basel) die Zukunftsvorstellungen von politischen Protesten von Jugendlichen in Guinea und England analysierte. *Christina Großmann* (Passau) veranschaulichte die Ambivalenzen und Aushandlungen in Minen in Indonesien. *Georg Klute* (Bayreuth) befasste sich mit den Zukunftsvorstellungen der Tuareg-Nomaden im Norden Malis und in Libyen und ihrem Potential, die politische Ordnung infrage zu stellen.

Die diesjährige Frühjahrstagung der Sektion Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie verdeutlichte die Vielschichtigkeit bestehender und neu entstehender Entwicklungs- und Zukunftsvorstellungen, welche sich teilweise überlappen, gegenseitig ausschließen, unverbunden bleiben oder sich im Streit um Deutungshoheit und Legitimation befinden. Die in den Beiträgen thematisierte Vielfalt stellt für die Entwicklungsforschung ein bedeutsames empirisches Feld dar, das es ermöglicht, sozialen Wandel zu analysieren und zu verstehen. Durch das Aufspüren aktueller Zukunfts- und Entwicklungsvorstellungen wird das Handeln von Akteuren aus einer anderen Perspektive heraus sichtbar und verstehbar, die dabei hilft nachzuvollziehen, wie bestehende soziale, politische und kulturelle Ordnungen herausgefordert werden. Der Blick auf unterschiedliche regionale Kontexte ist dabei nicht nur bereichernd, sondern erlaubt es Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten und die vorgeschlagenen theoretischen Konzepte kritisch zu überprüfen.

Antje Daniel, Eva Gerharz

## Sektion Wissenssoziologie

Tagung »Körper – Wissen – Tod« am 25. und 26. Mai 2018 an der Universität Passau

Die soziologische Fachtagung »Körper – Wissen – Tod. Sozialwissenschaftliche Zugänge zwischen Lebenswelt und Transzendenz« wurde von Thorsten Benkel und Matthias Meitzler in Zusammenarbeit mit der Sektion Wissenssoziologie organisiert.

*Thorsten Benkel* (Passau) eröffnete die Tagung mit einem Vortrag zur Genese der Todesbetrachtung in der Wissenssoziologie. Zum Einstieg wurde die vergleichsweise marginale Position des Themas hervorgehoben und auf vergangene und aktuelle Bemühungen hingewiesen, diesen Zustand zu ändern. Dazu gehören nicht zuletzt diverse empirische Forschungsprojekte mit wissenssoziologischer Ausrichtung, die Benkel in Zusammenarbeit mit FachkollegInnen bisher durchgeführt hat und in deren Zusammenhang die Idee zu dieser Tagung entstanden ist. Anhand verschiedener Diskurse und exemplarisch am Beispiel des vergessenen Klassikers Max Scheler versuchte Benkel zu zeigen, dass das, was Tod genannt wird, immerzu das Produkt einer spezifischen Wissensformation ist.

*Werner Schneider* (Augsburg) fokussierte Sterben als sozialen Prozess und entwarf eine dispositivanalytische Perspektive auf das Lebensende. Dabei beleuchtete er das »gute Sterben« als ein Projekt nicht nur für den Sterbenden selbst, sondern auch für die Angehörigen. Ein gesellschaftlich gefestigtes, normatives Programm gebe, so Schneider, die Leitlinien für das »Sterben Machen« vor, dessen machtstrukturelle Beeinflussung besonders im medizinisch-wissenschaftlichen Kontext eine interdisziplinäre Analyse erfordert.

Den Tod als Problem der Lebenden thematisierte auch *Matthias Meitzler* (Passau) in seinem Vortrag zu einer figurativen Wissenssoziologie des Todes. Den Ausgangspunkt bildete Norbert Elias' Todesperspektive, die Meitzler vor dem Hintergrund eigener Forschungen auf ihre empirische Aktualität hin überprüfte. Im Einklang mit Elias zeichnete Meitzler nach, dass die Pflege des sterbenden und toten Körpers nicht mehr so sehr Angelegenheit der Angehörigen ist; vielmehr fällt ihnen die Pflege der Erinnerung zu. Eine »Entkorporalisierung« der zeitgenössischen Trauerkultur sei dennoch nicht zu beobachten. Als Indiz führte er die anhaltende Bedeutung der Leiche am Beispiel der Totenfotografie an, an dem auch das von Benkel und Meitzler entwickelte Konzept der *zwei Körper der Toten* Anwendung finden kann.

Eine Zweidimensionalität fand sich auch in den Ausführungen von *Zsotia Schmelbach* (Passau) zur Symbolkraft des kindlichen Körpers bei stiller Geburt. Die Empfindungen der Eltern oszillieren bei Stillgeburten zwischen der Betrachtung des Fötus als dem *eigenen Kind* auf der einen Seite und einem de facto *toten Körper* auf der anderen. Aufgrund moderner pränataler Diagnosemöglichkeiten weiche die Zukunftserwartung als strukturgebendes Schwangerschaftselement einer Paradoxie von Begrüßung und Abschied.

*Patrick Reiting* (Bamberg) führte die Thematik der Schwangerschaft in seinem Vortrag weiter fort und veranschaulichte den Konflikt zwischen Materialität bzw. Körperlichkeit und einem juristischen Lebenskonstrukt. Hierbei beleuchtete er nicht nur eine theoretische, sondern vor allem eine räumlich-skalierte Dimension, die abhängig von an (Staats-)Territorien geknüpften Normdefinitionen ist.

*Hubert Knoblauch* (Berlin) widmete sich am Beispiel der Obduktion und Organspende dem Thema der Enttabuisierung des Todes und der Transmortalität. Er problematisierte den Konflikt zwischen einem Spezialwissen und einem laienhaften Allgemeinwissen über die Grenze zwischen Leben und Tod, welcher gravierende Folgen für die Organspende hat. Neben der problematischen Definitionsmacht im Kontext des Hirntodkriteriums zeigte Knoblauch als weiteren Grund einen innermedizinischen Perspektivwechsel, der es nicht mehr erfordere, den Körper zu sezieren.

Der zweite Veranstaltungstag wurde von *Ulrike Wobler* (Hannover) eröffnet. In ihrem Vortrag beschäftigte sie sich mit der gewandelten Sichtweise auf die Vergänglichkeit des Lebens. Während besonders im Mittelalter das Vanitas-Motiv öffentlich über alle Stände hinweg bewusst verhandelt wurde, sehen wir den Tod heute vermehrt als ein Tabuthema. Mit einem empirischen Ansatz beleuchtete *Ursula Engelfried-Rave* (Koblenz) die Bedeutung von Trauer-Tattoos. Die Haut fungiere dabei als ein Ort der Trauer, der Trauernde ständig begleite und eine Alternative zu herkömmlichen Trauerorten sein könne. *Ekkehard Knopke* (Weimar) demonstrierte anhand eines ethnografischen Projekts im professionellen Bestattungskontext, auf welchen Wegen Geschlechtlichkeit in diesem Setting kommunikativ konstruiert wird. Auch *Katharina Mayr* und *Niklas Barth* (München) stellten die Kommunikation in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen zum bewussten Sterben in der multiprofessionellen Sterbebegleitung. Dem »Schlamassel des Sterbens«, wonach Sterbende die ihnen zugewiesene Rolle zurückweisen, wurde eine ideale Vorstellung vom »guten Sterben« entgegengesetzt, die kommunikativ verhandelt und insbesondere in der Adressierung der Sterbenden durch professionelle Akteure sichtbar werde.

*Lea Sophia Lehner* (Passau) nutzte in ihrem Vortrag die elementaren Begriffe Feld, Kapital und Habitus von Pierre Bourdieu, um auf die Ursachen für Selbsttötung in unserer Gesellschaft einzugehen. Der Vortrag von *Miriam Sitter* (Hildesheim) widmete sich der Bedeutung von himmlischen Sinnbildern im Kontext tröstlicher Kinderliteratur bei der Trauerbegleitung für Kinder. *Isabelle Boshach* (Bochum) ordnete in ihren Ausführungen zur Kryo-

nik, eine Konservierungsmethode durch Einfrieren, den Tod als Phase des Lebens ein und definierte ihn dadurch als Prozess, nicht als Zustand. In ihrem Vortrag zu Sterbekonstruktionen im Vermittlungskontext legte *Melanie Pierburg* (Hildesheim) dar, wie der sinnbildliche »Akt des Loslassens« als Metapher für das Sterben im Hospiz verhandelt und dadurch zu einem erfahrbaren Gegenstand gemacht wird.

*Patrik Budenz* (Berlin) führte mit einer Bildauswahl aus seinen fotografischen Projekten in die Thematik der Rechtsmedizin und Leichenauffindungssituationen ein. Entlang der Grenzen von Nähe und Distanz lieferte er den ZuschauerInnen ein »ästhetisches Angebot« und lud im Zwiegespräch mit Thorsten Benkel dazu ein, sich des Komplexes Fotografie und Tod im Lichte je eigener Bilddeutungen zu öffnen.

Den Abschluss der Tagung bildete der Vortrag von *Ronald Hitzler* (Dortmund), welcher sich mit einer Analyse der Empfindung, Erläuterung, Reflexion, Kundgabe und Deutung von Trauer einer Art biografischen Phänomenologie annäherte. Die Faktizität des Toten werde in der Phantasie des Hinterbliebenen als Vorwegnahme des eigenen Todes reflektiert. Hierdurch liege die Emphase weniger auf dem gesellschaftlich geprägten Ausdruck, als vielmehr auf der subjektiven Empfindung der Trauernden.

Neben den vielversprechenden wissenssoziologischen Implikationen hat die Pluralität der Zugänge, Methoden und Erkenntnisse, die im Rahmen der Tagung vorgestellt und lebhaft diskutiert wurden, deutlich gemacht, dass die Forschung zum Lebensende ein fruchtbares Sujet ist, das zahlreiche Chancen zur inner- und interdisziplinären Vernetzung bereithält und künftig über seine randständige Position innerhalb des sozialwissenschaftlichen Diskurses hinaus an Bedeutung zu gewinnen verspricht.

Christoph Nienhaus, Ida Meyenberg

## In memoriam Bálint Balla (7. Juli 1928 – 25. Juni 2018)

Am 25. Juni 2018, wenige Tage vor seinem 90. Geburtstag, verstarb Prof. Dr. Dr. h.c. Bálint Balla in Berlin, nachdem sich noch im Mai dieses Jahres die seit vielen Jahren bestehende und monatlich zusammenfindende »Mittwochgesprächsrunde« von Fachkollegen und Freunden in seiner Wohnung getroffen hatte.

Balla wurde am 7. Juli 1928 in Budapest als Bálint (Valentin) Keil geboren. Er studierte zwischen 1946 und 1949 an der späteren ELTE-Universität in Budapest Rechtswissenschaften, nahm danach eine Arbeit in einer Elektronik-Handelsfirma auf, promovierte 1951 in den »Staats- und Rechtswissenschaften« und hatte während der Zeit des ungarischen Volksaufstandes 1956 verschiedene politische Funktionen (unter anderem die eines Sekretärs des betrieblichen Arbeiterrates) inne. Den selbstgewählten Namen »Balla« nahm er 1955 an. Mit ersten arbeits- und betriebssoziologischen Fragen (in praktischer Absicht) beschäftigte er sich bereits während seiner Tätigkeit in leitenden Aufgaben in verschiedenen ungarischen Industriebetrieben Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre.

Mit diesem Interessenhintergrund stieß er zu einem Kreis von an der (westlichen) Soziologie interessierter Personen, der sich um den ehemaligen, im Zeitraum 1955/1956 amtierenden Ministerpräsidenten András Hegedüs bildete. Aus großem Interesse an neuen soziologischen Erkenntnissen kündigte Balla seine Arbeitsstelle und ging mit einem zweijährigen Visum zum Soziologiestudium nach Deutschland. Nicht zuletzt wohlwollend aufgenommen und gefördert durch Helmut Schelsky studierte er zwischen 1965 und 1967 an der Universität Münster und arbeitete an der Sozialforschungsstelle Dortmund, wobei er unter anderem näher mit Niklas Luhmann, Wolf Lepenies, Lars Clausen, Helmut Klages, Helge Peters, Karlheinz Messelken zu tun hatte, aber auch engen Kontakt zu seinen ungarischen Landsleuten wie Gabor Kiss und György Széll pflegte. In diese Zeit reicht die Sammlung und Übersetzung verschiedener Arbeiten aus der neueren ungarischen Soziologie zurück, die in den 1970er Jahren in vier Bänden erscheinen sollten.

Im Jahr 1967 heiratete er die im Dezember 2002 leider viel zu früh verstorbene Ärztin Waltraud Jäger, und entschied sich dazu, den ungarischen Pass abzugeben und in Deutschland zu bleiben. Mit Dieter Claessens (1966) und Rainer Mackensen (1968) wechselte Bálint Balla im Jahr 1968 als Oberassistent an die TU Berlin. Hier habilitierte er sich 1971 mit einer Arbeit

über »Kaderverwaltung« und wurde sodann auch umgehend zum Professor für Allgemeine Soziologie berufen. Noch in den 1970er Jahren folgte ein weiterer, in der deutschen Soziologie vielbeachteter Band zur »Soziologie der Knappheit«. An der TU Berlin wirkte er nicht nur bis zu seiner Emeritierung 1993, sondern nahm noch bis 1998 vielfältige Lehr- und Prüfungsaufgaben wahr. Hinzu kamen Gastvorlesungen, unter anderem an der Humboldt-Universität Berlin, der Universität Leipzig und an der Babeş-Bolyai Universität in Klausenburg, Rumänien.

Bálint Balla, ein gläubiger Christ protestantischer Konfession, war seit 1972 Präsident bzw. Vizepräsident und Lektor einer Schriftenreihe der *Europái Protestánts Magyar Szabadegyetem*, einer protestantischen ungarischen Exilakademie mit Sitz (bis nach der Wende) in der Schweiz. Diese Einrichtung hielt nicht nur den christlichen Glauben, sondern auch die Erinnerung an den 1956 gewaltsam unterdrückten Freiheitswillen des ungarischen Volkes wach. Nicht zuletzt für seine in diesem Zusammenhang erworbenen Verdienste wurde Bálint Balla bereits 1991 vom ungarischen Präsidenten mit der »Imre Nagy Plakette« ausgezeichnet. Im Jahr 2002 erfolgte sodann die Verleihung der Ehrendoktorwürde der ELTE-Universität Budapest.

Neben der allgemeinen Soziologie, der Beschäftigung mit Klassikern des soziologischen Denkens und der soziologischen Theoriebildung war Professor Bálint Balla auch intensiv auf dem Gebiet der Kulturosoziologie engagiert. Nach der Wende 1989/1990 wurde er zur treibenden Kraft der Gründung der Sektion »Ost- und Ostmitteleuropa-Soziologie« der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Den Ausgangspunkt dazu bildete eine »Ad-hoc«-Veranstaltung auf dem 25. Deutschen Soziologentag 1990 in Frankfurt am Main. Diese fand eine beachtliche Resonanz, und dies ermutigte uns zur Gründung einer Arbeitsgruppe »Ost- und Ostmitteleuropa-Soziologie«, wobei auf Initiative von Bálint Balla dann rasch mehrere Tagungen an der TU Berlin, an der Akademie für Politische Bildung in Tutzing und, in Kooperation mit der Friedrich-Naumann-Stiftung, in Budapest stattfanden und auch zeitnah Tagungsbände dazu erschienen. Bereits wenige Jahre danach, im Jahr 1994, wurde der Arbeitsgruppe der Status einer Sektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zuerkannt. Prof. Dr. Bálint Balla wurde der erste, langjährige Sprecher der Sektion und später ihr Ehrensprecher.

Es folgte eine Vielzahl regelmäßiger internationaler Sektionstagungen, eine ganze Reihe auch im ostmitteleuropäischen Ausland, so in Budapest und in Miskolc, ebenso bei Warschau, bei Ljubljana und in Prag. Mehrfach

tagten wir auch an der Akademie für Politische Bildung in Tutzing. Viele Vorträge sämtlicher Tagungen erschienen im Krämer Verlag Hamburg, die meisten in der von Bálint Balla mit herausgegebenen, bisher 19 Bände umfassenden Schriftenreihe »Beiträge zur Osteuropaforschung«. All diese Aktivitäten wurden nicht nur tatkräftig, umsichtig und energisch von Balla vorbereitet und organisiert, sondern – etwa wenn beantragte Fördermittel mal ausblieben oder zu knapp ausfielen – oft auch großzügig von ihm finanziell unterstützt. Die Sektion war auch regelmäßig und gut sichtbar auf Soziologentagen bzw. Kongressen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vertreten. In Folge der Entwicklungen in Europa nach der Jahrtausendwende, insbesondere den Erweiterungsprozessen der Europäischen Union, wie auch auf Grund der Schwerpunktverschiebungen der darauf bezogenen soziologischen Forschungs- und Erkenntnistätigkeit wurde die Sektion »Ost- und Ostmitteleuropa-Soziologie« in die heutige Sektion »Europasozio­logie« umgewandelt.

Seit vielen Jahren, bis Mai 2018, traf sich in Ballas Wohnung in Berlin Grunewald monatlich ein Kreis von Soziologen, Freunden und anderen Interessierten zum »Mittwochgespräch« und anschließendem gemeinsamen Abendessen. Eine solche wissenschaftliche und intellektuelle Institution bis ins 90. Lebensjahr aufrecht zu erhalten, ist wohl einmalig in der Soziologie im Nachkriegsdeutschland und im wiedervereinigten Deutschland, möglicherweise auch in ganz Europa. Dahinter standen ein großer Wille und eine vor vielen Jahren entstandene, von den Geschehnissen des 20. Jahrhunderts sicherlich auch vielfach herausgeforderte und geprüfte wissenschaftliche und intellektuelle Leidenschaft. Diese war beispielhaft für unzählige Studenten wie auch viele Nachwuchswissenschaftler und Kollegen, die mit diesem temperamentvollen und energischen und zugleich überaus freundlichen, gastfreundlichen und großzügigen Menschen zu tun hatten. Für alle hat sein Tod eine schmerzvolle Lücke hinterlassen. Ebenso wird seine besondere Persönlichkeit wohl in einem weiten Kreis von Menschen, nicht zuletzt von ihm nahestehenden Intellektuellen und Sozialwissenschaftlern, in unvergesslicher Erinnerung bleiben.

Anton Sterbling

## In memoriam Wolfgang Zapf (25. April 1937 – 26. April 2018)

Wolfgang Zapfs Kindheit lag in der Zeit des 2. Weltkriegs. Er war am Kriegsende ein Einzelkind von 8 Jahren und hatte die Zerstörungen Frankfurts erlebt. Sein Vater war gelernter Buchbinder, in den späteren Berufsjahren aber als Polizeimeister tätig. Das soziale Milieu der Familie war einheitlich teils ländlich, teils städtisch und teils katholisch, teils protestantisch geprägt. Wolfgang hat in den Trümmern der zerstörten Stadt Hockey gespielt und war mit 11 Jahren zur Frankfurter Eintracht gekommen, der er dann siebenzig Jahre angehörte. Bei den Jesuiten im Frankfurter Westend war er Messdiener und hat religiöse Lebenserfahrung gesammelt. Als Schüler und Student leitete er die »Kleine Bühne 53«, in der avantgardistische und expressionistische Stücke gespielt wurden. 1957 legte er die Abiturprüfung ab. Er entschied sich für ein Studium der Soziologie und Nationalökonomie und studierte hauptsächlich in Frankfurt, auch in Hamburg und Köln. Von der Cusanus-Stiftung wurde er als Stipendiat angenommen. Erste Publikationserfahrungen sammelte er bei der Studentenzeitung »Diskus«. Seine Diplomarbeit über das Laienspiel, das er aus eigener Erfahrung aus der Schulzeit kannte, schrieb er im Kontext der Kritischen Theorie bei Theodor W. Adorno: »Die Laienspielliteratur. Eine soziologische Untersuchung von Texten und Dokumenten.« Das Diplom in Soziologie erhielt er 1961 an der Frankfurter Universität.

Nach dem Studienabschluss ging er 1962 als Assistent von Ralf Dahrendorf an das Soziologische Seminar der Universität Tübingen. 1963 promovierte er dort mit einer Arbeit zur Elitelforschung: »Wandlungen der deutschen Elite. Ein Zirkulationsmodell deutscher Führungsgruppen 1919–1961.« Von 1966 bis 1967 folgte er Dahrendorf als Assistent an die Reform-Universität Konstanz. In dieser Zeit heiratete er Katrin Raschig, eine profilierte Stadt-Soziologin, und hatte mit ihr zwei Kinder – Peter (1969) und Johanna (1972).

Wolfgang Zapf veröffentlichte viele grundlegende Aufsätze und Bücher. Am Anfang standen Publikationen zur Elitelforschung, die seinen Namen in die Öffentlichkeit gebracht haben. Die bekanntesten Buchtitel waren »Beiträge zur Analyse der Deutschen Oberschicht« und »Wandlungen der Deutschen Elite«. 1967 habilitierte er sich mit einer Schrift zu »Materialien zur Theorie des sozialen Wandels« an der Universität Konstanz. Ihr folgte sein wohl bedeutendstes Buch »Theorien des sozialen Wandels«, das in vier Auflagen erschien und heute noch Grundlagen-Literatur in der So-

ziologie darstellt. Das damit verbundene Thema der »Modernisierung« hat er immer wieder aufgenommen und theoretisch modifiziert, und es schließlich in der Profession zu weitgehender Anerkennung verholfen. In seinen Aufsatzsammlungen, die Modernisierung im Titel tragen, hat sich dies nachdrücklich niedergeschlagen, unter anderem auch in einem Sammelband zur »Modernisierungspolitik«.

Bereits im Alter von 31 Jahren wurde er 1968 als Professor an die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Frankfurt berufen und geriet alsbald in die »Turbulenzen« und »Revoluten« der 68er Studentenbewegung. Diese haben ihn nicht unbeeinträchtigt gelassen, zwei Umstände kamen ihm jedoch zugute. Die führenden SDS-Köpfe hatten bereits Adorno und das Institut für Sozialforschung als ihr stärkstes Feindbild erkoren und das Institut für Sozialforschung wurde von ihnen besetzt. Noch wichtiger war, dass Wolfgang Zapf eine Gruppe von nicht-militanten Reform-Studenten um sich versammeln konnte und mit ihnen ein interessantes Studienprogramm vollzog. So befassten sich seine Seminare mit »The Active Society« von Amitai Etzioni sowie mit Arthur L. Stinchombes Buch »Constructing Social Theories« und schließlich gab es auch das erste Seminar über »Soziale Indikatoren«, zu dem meine damaligen Mitstudenten und ich Referate beisteuerten. In der Lehre wurde Wolfgang Zapf von seinen Assistenten Karl Ulrich Mayer und Peter Flora unterstützt, die auch an gemeinsamen Publikationen beteiligt waren. Am Rande der 68er Bewegung wurde in diesem Kontext freundlich-kooperativ und keinesfalls unkritisch studiert. Die studentischen Teilnehmer von damals findet man zum Teil in der Traueranzeige wieder, die bei Wolfgang Zapfs Ableben im Jahr 2018 in der FAZ veröffentlicht wurde. Sein damaliger Kollege Karl Otto Hondrich hat die Frankfurter Teamarbeit weitergeführt.

Wolfgang Zapf verließ 1972 Frankfurt und ging an die Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Mannheim. Dort lehrte und forschte er 15 Jahre lang bis 1987. Noch an der Universität Frankfurt hat er zusammen mit dem Sozialpolitiker Hans-Jürgen Krupp das SPES-Projekt (1972–1979) initiiert, das schließlich zum Sonderforschungsbereich 3 »Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik« Frankfurt und Mannheim (1979–1990) weiterentwickelt wurde. Mit Hans-Jürgen Krupp schrieb er bereits 1972 für den Sachverständigenrat zur wirtschaftlichen Entwicklung das Gutachten zur Rolle alternativer Wirtschaftsindikatoren. »Lebensqualität« wurde erstmals in der sozialwissenschaftlichen Literatur verwendet und fand gleichzeitig Anerkennung als Thema eines großen Kongresses

der IG-Metall. Der groß angelegte Sfb 3 wurde zu einer interessanten Erfolgsgeschichte, an der Wolfgang Zapf wesentlichen Anteil hatte. Zapf war dabei kein Einzelforscher mehr, wie in seiner Anfangszeit, sondern stand einem Team von Wissenschaftlern vor, das er intellektuell anleitete und pragmatisch steuerte. Viele seiner Bücher hat er gemeinsam mit Kollegen aus dem wissenschaftlichen Nachwuchs geschrieben und herausgegeben. Zu den in der Soziologie auffälligen Ereignissen gehörte, dass der von ihm 1977 in erster Auflage herausgegebene Sozialreport »Lebensbedingungen in der Bundesrepublik« mit einem Umfang von über 900 Seiten in der Tagesschau im Deutschen Fernsehen vorgestellt wurde und einen unvorhergesehenen Diskussions- und Verkaufserfolg hatte. In diesem Band haben Soziologen und Wirtschaftswissenschaftler zum ersten Mal Themen wie Armut und Mobilität mit Methoden der modernen empirischen Sozialforschung untersucht. Die Teamarbeit war ein Erfolgsrezept des Sfb 3 und Bücher wie die »Lebensbedingungen in der Bundesrepublik« waren Sammelwerke starker Autorentams.

Besonders intensiv war die öffentliche Diskussion als der von Wolfgang Zapf und mir herausgegebene Forschungsbericht »Lebensqualität in der Bundesrepublik« erschien. Ihm lag eine Neuerung zugrunde, die innovative Datengrundlage der Wohlfahrtssurveys, die nicht nur objektive Lebensbedingungen erfassten sondern auch die subjektive Wahrnehmung der Bevölkerung im Hinblick auf ihre Lebensverhältnisse einbezogen. Dies löste nicht nur eine umfangreiche Fachdiskussion aus; damals in Deutschland führende Politiker bedankten sich für das Buch, das sie wohl mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft erhalten hatten: Briefe schickten Helmut Kohl (Bundeskanzler), Franz Josef Strauß (CSU-Vorsitz), Peter Glotz (SPD-Bundesgeschäftsführer), Ernst Breit (DGB-Vorsitz), Egon Hölder (Präsident Statistisches Bundesamt) und nicht zuletzt Ralf Dahrendorf (Präsident der London School of Economics and Political Sciences). Diese Zuschriften deuten an, dass Mitte der achtziger Jahre in der Politik doch eine gewisse Aufgeschlossenheit für sozialwissenschaftliche Publikationen bestand.

Die Wohlfahrtssurveys wurden bis 1998 weitergeführt und haben eine nachhaltige Fortführung und Erweiterung durch das Sozio-ökonomische Panel gefunden, das bis heute Jahr für Jahr durchgeführt wird. Die Sozialindikatoren- und Wohlfahrtsforschung entwickelte eine eigene Tradition und wurde von Wolfgang Zapf nachhaltig fortgeführt. In der Mannheimer Zeit schlug sich die Arbeit der Sfb-Angehörigen in mehreren Büchern nie-

der: »Aufsätze zur Wohlfahrtsforschung und zur Modernisierungstheorie« (1987) von Wolfgang Zapf; »Soziologischer Almanach: Handbuch gesellschaftlicher Daten und Indikatoren« (1975) herausgegeben von Eike Balzerstedt und mir; »Lebensbedingungen in der Bundesrepublik« (1978) herausgegeben von Wolfgang Zapf; »Wandel der Lebensbedingungen in Deutschland: Wohlfahrtsentwicklung seit der Industrialisierung« (1982) herausgegeben von Erich Wiegand und Wolfgang Zapf; sowie »Individualisierung und Sicherheit« (1987) von Wolfgang Zapf. Die Würdigung der Mannheimer Zeit wäre ohne die Erwähnung der »Field Days« unvollständig. Sie fanden etwa einmal im Jahr statt und dabei versammelten sich alle Angehörigen des Zapfschen Netzwerks bei Wolfgang und Katrin Zapf in Großsachsen, um sich Spielen und Wanderungen hinzugeben.

1987 verließ Wolfgang Zapf die Universität Mannheim und ging an das Wissenschaftszentrum für Sozialforschung Berlin, für das er sich schon früher eingesetzt hatte. Dort war er von 1987 bis 1994 Präsident und danach bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2002 Direktor der Abteilung für Sozialstruktur und Sozialberichterstattung. Er fasste seine Arbeiten zur Modernisierung in dem Band »Modernisierung, Wohlfahrtsentwicklung und Transformation« (1994) zusammen. Auch hier blieb ein Team aus ehemaligen Mannheimer Mitarbeitern wirksam und veröffentlichte mit Wolfgang Zapf »Lebenslagen im Wandel: Sozialberichterstattung im Längsschnitt« (1995 mit Jürgen Schupp und Roland Habich) sowie »Wohlfahrtsentwicklung im vereinten Deutschland: Sozialstruktur, sozialer Wandel und Lebensqualität« (1996 mit Roland Habich, der leider früh verstarb). Mit Nachdruck hat sich Wolfgang Zapf auch um die ehemaligen DDR-Soziologen gekümmert, die er frühzeitig einlud und nach der Vereinigung in Forschungsprojekte integrierte.

Wolfgang Zapf hat sich vielfältig für die eigene Profession engagiert: die Gründung der Sektion Sozialindikatoren geht auf ihn zurück und von 1973 bis 1976 war er ihr Vorsitzender. Die Sektionsveranstaltungen in der Reimers-Stiftung in Bad Homburg gehören zu den besten wissenschaftlichen Erlebnissen. Er wurde auch in den Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gewählt und übernahm von 1987 bis 1990 den Vorsitz. Mehrere weitere ehrenamtliche Tätigkeiten hat er übernommen, die zur Begleitung der soziologischen Profession in der Deutschen Forschungsgemeinschaft und anderswo eingerichtet waren. Auslandsaufenthalte haben sich für ihn immer wieder ergeben: Bereits 1968 war er German Fellow an der Harvard University und später gehörten Stanford (Stanford University)

und Wien (Institut für höhere Studien) zu den Bildungszentren, an denen er immer wieder Forschungsaufenthalte hatte. Vor einigen Jahren ist er von der *International Society for Quality of Life Studies* mit dem »Distinguished Quality of Life Research Award« ausgezeichnet worden.

2002 wurde Wolfgang Zapf emeritiert und musste anschließend schwerwiegende Krankheitsphasen bewältigen. In seinem Haus in Berlin hat er sich mit Hilfe seiner Frau Katrin durch das Krankheitsgeschehen gekämpft. Ich kenne Wolfgang Zapf seit meinem ersten Seminarbeitrag bei ihm im Jahr 1968 und wir haben unseren letzten gemeinsamen Aufsatz 2016 verfasst. Das ist ein gutes Beispiel für die sozialwissenschaftliche These der »strength of weak ties«, die sich in diesem Fall über 50 Jahre erstreckt haben. Zu seinen besonderen Eigenschaften gehörten seine überragende theoretische Kompetenz, seine selbstkritische Toleranz und seine Fähigkeit, human und fair mit Mitarbeitern und Mitmenschen umzugehen.

Wolfgang Glatzer

## Habilitationen

Dr. Bernd Sommer hat sich am 24. April 2018 an der Europa-Universität Flensburg habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Klima und Gesellschaft. Zur soziologischen Betrachtung des anthropogenen Klimawandels«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Dr. Klarissa Lueg hat sich am 16. Mai 2018 an der Europa-Universität Flensburg habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Higher Education: Dimensions of Inequalities, Internationality and Diversity«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Dr. Andreas Schmitz hat sich am 5. Juli 2018 am Institut für Politische Wissenschaft und Soziologie der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Aktuelle Herausforderungen der Habitus-Feldtheorie«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

## Call for Papers

### Forschungswelten 2019: »We care a lot« Zukunftsstrategien entwickeln – erproben – anwenden

10. internationaler wissenschaftlicher Kongress für Pflegeforschung am  
4. und 5. April 2019 an der Hochschule Osnabrück, Campus Lingen

Forschungswelten ist der Leitkongress für die Forschenden in der Pflege und den Gesundheitsberufen der deutschsprachigen Länder. Der Kongress versteht sich explizit als Wissenschaftskongress mit dem Anspruch des Dialogs mit anderen Berufsgruppen und möchte disziplinäre Grenzen aufbrechen sowie den Wissenstransfer in die Praxis fördern. Er ist unabhängig von Verbänden, Gesellschaften und industriellen Drittmittelgebern, steht für Diversität in den Gesundheitsberufen und versteht sich als Forum für die Nachwuchsförderung.

Auf dem 10. wissenschaftlichen Kongress Forschungswelten stehen die Entwicklung, Erprobung und Anwendung von Zukunftsstrategien in gesundheitlichen und pflegerischen Versorgungsszenarien im Mittelpunkt.

Die aktive Erschließung neuer Handlungsfelder aus den Bereichen Technik, Leadership und Ethik bedeutet für die Pflegepraxis eine Erweiterung für die bisherigen Aufgabenprofile. Es liegt in der Verantwortung von Pflegewissenschaft durch Forschung und *Evidence Based Practice* eine gelingende Rollenerweiterung in der Praxis zu unterstützen. Pflegeforschung hält inzwischen ein facettenreiches Methodenrepertoire für die Pflegepraxis vor. Der Kongress Forschungswelten bietet die Gelegenheit, das Potenzial von Pflegeforschung und Pflegewissenschaft sichtbar zu machen und dieses im Kontext aktueller und praxisrelevanter Fragestellungen einzubringen und kritisch zu diskutieren. Der Schwerpunkt des Kongresses liegt auf den Methoden und der Methodenkompetenz eines erfolgreichen Wissenstransfers zwischen Wissenschaft, Forschung und Praxis. Thematisiert werden methodische Vorgehensweisen, um die professionelle Verantwortung im

Umgang mit den zukünftigen Aufgaben wie etwa im Bereich Technik, Leadership und Ethik. Der Kongress wird in vielfältigen Formaten den Blick auf die zukünftigen Aufgabenprofile und Rollenanforderungen lenken und offene Fragen aufnehmen, einordnen und diskutieren.

Autor/innen sind aufgerufen, ein Abstract zum Kongressthema einzureichen. Abstracts können Implementierungsstrategien neuer Aufgaben- und Rollenprofile in der Praxis beschreiben, *Lessons learned* wissenschaftlicher und praktischer Projekte darlegen, Transferkonzepte aus Bildung oder Leadership vorstellen, aber auch kritische Blickwinkel auf die ethischen und technischen Herausforderungen werfen. Einreichungen zu folgenden Kategorien im Zusammenhang mit dem Kongressthema sind möglich und herzlich willkommen:

1. Empirische Arbeiten
2. Methodische Beiträge
3. Wissenschaftliche Diskursbeiträge
4. Praxisforschungsprojekte (im Sinne von Vernetzung von Wissenschaft, Forschung und/oder Lehre)
5. Sonstige Formate wie Science Slam und weitere Qualifikationsarbeiten, die zwischen dem 1. Oktober 2017 und dem 15. Oktober 2018 entstanden sind, können als Posterbeitrag eingereicht werden.

Die Hochschulen im Gesundheits- und Pflegebereich werden aufgerufen, sich aktiv an ihrer und somit der nationalen und internationalen Nachwuchsförderungen zu beteiligen. Eingereichte Beiträge werden durch einen international besetzten wissenschaftlichen Beirat begutachtet und mit einem Preisgeld prämiert. Alle eingereichten Beiträge durchlaufen ein standardisiertes *double blind* Peer-review Verfahren. Einreicher/innen erhalten 4 Wochen nach Ende des Calls eine Rückmeldung über das Ergebnis des Verfahrens. Einreichungen sind als Abstract (deutsch) bis **31. Oktober 2018** ausschließlich online über [www.forschungswelten.info](http://www.forschungswelten.info) möglich.

Weitere Informationen finden Sie unter [www.forschungswelten.info](http://www.forschungswelten.info).

## Gewaltgedächtnisse.

### Analysen zur Präsenz vergangener Gewalt sowie zur Gewaltsamkeit gesellschaftlicher Vergangenheitsbezüge

Tagung des Arbeitskreises Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen am 14. und 15. März 2019, Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam

Die Einebnung antiker Stätten des Nahen und Mittleren Ostens durch Kämpfer des sogenannten ›Islamischen Staates‹ ist nicht einfach nur Vandalismus; es handelt sich vielmehr um eine gezielte Vernichtung von Erinnerungsstimuli und damit von bestimmten, an der Aura des Originals sich entzündenden Chancen der individuellen und kollektiven Herstellung kulturspezifischer Vergangenheitsbezüge. Nicht, dass durch einen solchen Angriff historisches Wissen per se verlorenginge – zerstört werden jedoch die materialen Grundlagen kultureller Identität: Der Vergewisserung über Anfänge und Herkunft der Kultur fehlen wesentliche Anhaltspunkte. Doch nicht nur das gewaltsame Vorgehen gegen bedeutsame Dinge verweist auf Momente, wenn nicht sogar Politiken des Vergessen Machens; auch kollektives Tabuisieren oder Beschweigen, Redeverbote und Geheimhaltung dienen, wenn sie mit starker Sanktionsmacht versehen sind, der gewaltsamen Unterdrückung jedweder das gegenwärtige Verhalten und Handeln orientierenden Vergangenheitsbezüge. Wir haben es hier folglich mit sozialem Erinnern zu tun, das auf unterschiedlichen Spielarten gewaltsam durchgeführter Gedächtnismanipulation beruht, die immer auf die Vorbereitung von Prozessen eines (sozialen) Vergessens gerichtet ist.

Der Erforschung derartig gewaltsam bedingter Wechselspiele von Erinnern und Vergessen ist eine Tagung des Arbeitskreises Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen gewidmet, die im Frühjahr 2019 in Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam stattfinden soll. Ausgangspunkt hierfür ist eine wissenssoziologisch fundierte Forschungsperspektive, die sich in den letzten Jahren unter dem Begriff des sozialen Gedächtnisses entwickelt hat und die Muster, Modi und Funktionen sozialen Gewordenseins in den Blick nimmt. So verstanden treten soziale Gedächtnisse in der empirisch beobachtbaren Realität stets im Plural auf: sowohl explizit in Form bestimmter vergangenheitsbezogener Wissensbestände, als auch implizit als Routinen und Gewohnheiten, die eine materielle wie immaterielle Basis ha-

ben (können) – und zwar auf allen Ebenen des Sozialen, von der Familie über Organisationen zu Großkollektiven wie der Nation.

Diese Perspektive folgend rückt die geplante Tagung die theoretische wie empirische Analyse von »Gewaltgedächtnissen« in den Mittelpunkt und damit die Frage nach der gedächtnisbildenden beziehungsweise – zerstörenden Rolle von Gewalt als prinzipiell jedem Menschen (und daher auch jedem Kollektiv) zur Verfügung stehenden Aktionsmacht (Popitz), die auf absichtliche Schädigung eines anderen abzielt oder diese zumindest androht. Von Interesse sind daher Beiträge, die

- entweder den Blick auf konkrete Aktionsformen richten, die auf eine gewaltsame Beeinflussung des Erinnerns und seiner sachlichen, sozialen und zeitlichen Bedingungen abheben, um so »neue« und/oder »andere« Gedächtnisformationen hervorzubringen – zu denken ist hierbei beispielsweise an die Vernichtung materialer Wissensreservoirs in Geschichte und Gegenwart (Bücherverbrennung, damnatio memoriae, ethnische »Säuberung«, Kontrolle und Zensur des Internet etc.)
- oder die gedächtniskonstituierenden oder -modifizierenden Folgen gewaltsamer Phänomene metaphorisch, theoretisch oder rekonstruktiv auf abstrahierende Weise beleuchten – zu denken wäre hier beispielsweise an Diskussionen zur Übertragbarkeit des »Phantomschmerzes«, der »Narbe« oder des »Gespenstes« auf soziale Kontexte.

Ziel der Tagung ist es letztlich, das Verhältnis von Gedächtnis und Gewalt und damit insbesondere die Gewalthandeln eingeschriebenen Selektivitäten und Temporalitäten zu untersuchen, um so die »Gedächtnishaftigkeit« von Gewalt ebenso wie die »Gewalttätigkeit« sozialer Gedächtnisse theoretisch wie empirisch bestimmen zu können.

Vorschläge für Beiträge im Umfang von bis 2.500 Zeichen werden zusammen mit einer kurzen biografischen Notiz bis zum **30. November 2018** erbeten an

Nina Leonhard

E-Mail: [NinaLeonhard@bundeswehr.org](mailto:NinaLeonhard@bundeswehr.org) und

Oliver Dimbath

E-Mail: [dimbath@uni-koblenz.de](mailto:dimbath@uni-koblenz.de).

## Kinder- und Jugendreisen zwischen nichtalltäglichem Erlebnis und organisationaler Routine

Erkundungen zu einer Soziologie des Gruppenreisens. Tagung am Institut für Soziologie der Universität Koblenz-Landau am 4. und 5. April 2019

Das Phänomen des gruppenspezifischen Kinder- und Jugendreisens – von Praktiker(inne)n und Teilnehmenden vielfach beschrieben als (Ferien-, Kinder-, Jugend-)Freizeiten, (Zelt-, Wander- oder Ferien-)Lager, Camps oder Fahrten – reicht in die Jugendbewegung des 19. Jahrhunderts zurück. Entstanden aus jugendbewegten »grassroot«-Initiativen fand diese Form des Tourismus im »Wandervogel« einen ersten starken Ausdruck. Später wurde das Kinder- und Jugendreisen nahezu vollständig durch Jugendbünde und -verbände übernommen, die mithin sehr unterschiedliche Ziele – etwa zwischen wertgebundener Erziehung und paramilitärischer Unterweisung – verfolgten. Trotz der zeitweiligen Gleichschaltung und Instrumentalisierung in den 12 Jahren des Dritten Reichs sind zivilgesellschaftliche Verbände bis heute wichtige Akteure des Kinder- und Jugendreisens geblieben.

Nach 1945 erhielt das Arbeitsfeld neue Impulse aus der sozialgesetzgeberisch fundierten Kinder- und Jugendhilfe im Kontext von Kinder-, Jugend- und Familienerholung sowie internationalen Jugendbegegnungen. Seit einigen Jahrzehnten etabliert sich ein Segment kommerzieller Anbieter. Schließlich entwickelte sich am Rande des allgemeinbildenden Schulbetriebs ein heterogenes Feld des Kinder- und Jugendreisens – mitunter in Kooperation mit verbandlichen und kommerziellen Akteuren (Schul- und Klassenfahrten, Schulaustausch, Schullandheime, Schullager etc.). Doch unabhängig von den Fragen nach der Trägerschaft oder der Spezifik der Angebote speisen sich der Reiz und das besondere Potential des Kinder- und Jugendgruppentourismus aus dem produktiven Kontrast zwischen Alltag/Organisation und Nichtalltäglichkeit/Dynamik dieser Art des Reisens.

Ist das Kinder- und Jugendreisen längst zu einem Massenphänomen geworden, blieb es als gesellschaftliche Institution, als organisationale Praxis sowie als Sozialisationsinstanz soziologisch weitgehend unerforscht. Die zu dieser Perspektivierung geplante Tagung fragt nach dem gesamten Spektrum kinder- und/oder jugendreiseprozessspezifischer Aktivitäten und ihrer gesellschaftlichen Relevanz aus Sicht

- a) der Funktionärinnen und Funktionäre auf verbandlicher Ebene, der ökonomisch orientierten Reiseveranstalter sowie der reiseveranstaltenden Schulen und deren Verantwortlichen,
- b) der mit der Durchführung beauftragten Personen und Teams,
- c) der jungen Teilnehmenden und der sie entsendenden Familien.

Willkommen sind Beiträge, die sich aus empirischer oder theoretischer Perspektive unter anderem den folgenden Themenfeldern zuwenden:

- Intention und Bedeutung von Kinder- und/oder Jugendreisemaßnahmen aus Sicht ihrer Initiatoren (Verbände, Unternehmen, Schulen) und mit Blick auf ihre (Dys-)Funktion im Kontext von Vergesellschaftung.
- Organisation und Erleben von Kinder- und/oder Jugendreisemaßnahmen aus Sicht der auf der Ebene von Planung und Durchführung Verantwortlichen (operative Teams, Reiseleitungen).
- Erleben, Erfahren und Erinnern von Kinder- und/oder Jugendreisemaßnahmen durch Teilnehmende sowie durch Erziehungsberechtigte.
- Analysen der Organisationsstrukturen oder der gesellschaftlichen Durchdringung/Reichweite im Kinder- und Jugendreisen (Teilhabespezifika bzw. soziale Ungleichheit).

Die Veranstaltung richtet sich an Forscherinnen und Forscher, die an Fragestellungen im Kontext einer sozialwissenschaftlich interessierten (rekonstruktiv-interpretativen, sozialstrukturanalytischen, modellierenden oder deskriptiven) Kinder- und Jugendreiseforschung arbeiten. Bitte schicken Sie Ihre Vortragsvorschläge von max. 2.500 Zeichen bis zum **30. November 2018** an

Michael Ernst-Heidenreich

E-Mail: mic-ernst@uni-koblenz.de und

Oliver Dimbath

E-Mail: dimbath@uni-koblenz.de

**Oliver Römer, Ina Alber-Armenat**  
**Die »verspätete Wissenschaft«**

Der Beitrag entwickelt jenseits von bloß anekdotischen und lokalgeschichtlichen Vergegenwärtigungen einen Zugang zur Geschichte der Göttinger Soziologie. Er stellt die Entwicklung der Göttinger Soziologie in den Kontext einer Wissenschaftsgeschichte der deutschen Soziologie. Einen methodologischen Ansatzpunkt hierfür bieten zeitgenössische historiographische Konzeptualisierungen soziologischer (Denk-)Schulen. Die Entwicklung der Göttinger Soziologie lässt sich vor diesem Hintergrund als ein historischer Sonderweg in der Geschichte der deutschen Soziologie charakterisieren, der durch eine nachholende Gründung und Verwissenschaftlichung gekennzeichnet bleibt.

This contribution seeks to approach the history of sociology at the university and in the town of Göttingen beyond remembering merely local anecdotes. The development of sociology in Göttingen is analysed in the context of the scientific history of sociology in Germany. The methodological approach for this analysis is the historiographic conceptualisation of sociological (thought) schools. Against this background the development of sociology in Göttingen can be characterised as a »historical special path« (Sonderweg) in the history of German sociology marked by its late founding and scientific establishment. In Göttingen, phenomenology met empirical social research in the former feudal riding stables in the 1950s and led to analyses in the fields of sociology of (industrial) work, of scientific knowledge, and of urban sociology during the 1960s to 1980s.

**Manuela Boatcă, Sina Farzin, Julian Go**  
**E-Mail-Debate: Postcolonialism and Sociology**

In dieser per E-Mail geführten Debatte diskutieren wir über das Verhältnis von Postkolonialismus und Soziologie. Während post- und dekoloniale Ansätze in den Geistes- und Literaturwissenschaften vergleichsweise breit diskutiert wurden, war die Rezeption in der Soziologie eher verhalten. Die Gründe für diesen Unterschied werden ebenso angesprochen wie aktuelle Verbindungen zwischen postkolonialer Theorie und Soziologie.

In this email debate we discuss the relation between postcolonialism and sociology. While post- and decolonial approaches had a significant impact on the humanities, reception in sociology has been more reluctant. The reasons for this difference are as well discussed as recent connections between postcolonial thought and sociology.

## **Hubert Knoblauch, Nina Baur** **Die Interpretativität des Quantitativen**

In der deutschen Soziologie verschärft sich derzeit der Konflikt zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung. Dabei überziehen die »Lager« nicht nur vermeintliche Differenzen, sondern übergehen auch sich seit langem abzeichnende Konvergenzen zwischen den Forschungsstraditionen, die vor allem in der Anerkennung der Interpretativität jeglicher (auch quantitativer) Sozialforschung liegen. Erkennt man diese Gemeinsamkeit an, so zeigt sich, dass sich der eigentliche Konflikt – quer zu qualitativer und quantitativer Forschung und quer zur Akademie für Soziologie und Deutschen Gesellschaft für Soziologie – um ganz andere Streitpunkte dreht, unter anderem, welche Kriterien für Wissenschaftlichkeit den Sozialwissenschaften angemessen sind, wie man mit der Subjektivität der Forschenden umgeht, wie man Theorie und Daten verknüpft, wie man Forschungsergebnisse generalisieren kann und welche Gütekriterien den Sozialwissenschaften angemessen sind. Um diese Fragen zu adressieren, bedarf es einer weiteren Ausarbeitung der Gemeinsamkeiten zwischen qualitativer und quantitativer Forschung, die mit der Forderung einer neuen Wissenschaftstheorie einhergeht.

Currently, the smouldering conflict between the qualitative and quantitative paradigms is intensifying again in German sociology. In the course of this debate, both camps do not only exaggerate differences but also ignore long-standing commonalities between the paradigms. This tendency towards cohesion lies in interpretativity (Interpretativität) of all social science research (including quantitative research). Once one accepts this common ground, it becomes obvious that the real conflict line cuts across both qualitative and quantitative paradigms and the Academy for Sociology and the German Sociology Association. The actual unresolved issues are: How does one distinguish (social) science from everyday knowledge and how do we define the criteria of what can pass as »scientific«? How can researchers handle their own subjectivity during research? How can one link theory and data? How can researchers generalize research? What are adequate criteria for the quality of social science research? In order to address these issues, future research needs to further elaborate the commonalities between qualitative and quantitative research, and we need a new philosophy of science and epistemology.

## Hans-Peter Müller

### Soziologie und ihre Forschungsgestalt

Wie man Soziologie betreiben soll, wird wohl immer kontrovers bleiben. Statt die Einheit zu gewährleisten, um ihren Status als Wissenschaft zu legitimieren, charakterisiert sie Vielfalt. Die Einheit, so die paradox anmutende These, gibt es nur in Vielfalt. Das war von Anfang so, wie ein Rückblick auf den ersten Soziologiekongress 1910 am Beispiel von Max Weber und Georg Simmel zeigt. Ihre Positionierung der Disziplin wird als Beispiel genutzt, um die heutigen Probleme der Soziologie zu zeigen. Obgleich die Entwicklung seit über ein hundert Jahren demonstriert, dass die Soziologie eine wohl etablierte und ausdifferenzierte Wissenschaft geworden ist, hat sich eine »Akademie der Soziologie« gegründet, die mit ihrem empirisch-analytischen Paradigma professioneller sein will als die pluralistische DGS. Es werden drei Wege skizziert, eine eng verstandene professionelle, intellektuelle und eine synthetische Soziologie, welche die Disziplin vor allem durch Orientierungswissen in einer politisch aufgeheizten Welt stärker machen könnte.

How to do sociology will probably always remain controversial. Instead of ensuring unity to legitimize its status as a science, its character shows diversity. The unity, according to the paradoxical thesis, exists only in diversity. This was the case from the very beginning, as a review of the first *Soziologiekongress* in 1910 shows with the example of Max Weber and Georg Simmel. Their position in the discipline is used as a paradigm to reveal the current problems of sociology. Although this development has demonstrated for more than a hundred years that sociology has become a well-established and differentiated science, an academy of sociology has been founded, whose empirical-analytical paradigm aims to be more professional than the pluralistic DGS. Three ways are outlined, a narrowly understood professional, an intellectual and a synthetically oriented sociology which could strengthen the discipline above all through orientation knowledge in a politically heated world.

# Jahresinhaltsverzeichnis 2018

## Soziologie in der Öffentlichkeit

Steffen Mau, Paula-Irene Villa	Von angeblich alternativlosen und alternativen Fakten .....	273–283
Daniela Grunow	Ein Plädoyer für die Vielfalt theoriegeleiteter, systematischer und intersubjektiv nachvollziehbarer Forschung .....	284–291
Armin Nassehi	Über Beziehungen, Elefanten und Dritte .....	292–301

## Identität und Interdisziplinarität

Tanja Bogusz	Ende des methodologischen Nationalismus? .....	143–156
Roman Kiefer, Christoph Panzer, Hannes Weinbrenner	Das Versprechen der Soziologie .....	157–175
Oliver Römer, Ina Alber-Armenat	Die »verspätete Wissenschaft« .....	403–422
Manuela Boatcă, Sina Farzin, Julian Go	E-Mail-Debate: Postcolonialism and Sociology .....	423–438
Nina Baur, Hubert Knoblauch	Die Interpretativität des Quantitativen .....	439–461
Hans-Peter Müller	Soziologie und ihre Forschungsgestalt .....	462–476
Ludger Pries	Die Akademie für Soziologie und das Hornberger Schießen .....	477–481

## Forschen, Lehren, Lernen

Freya Gassmann, Eike Emrich	Wirkt die Novelle? .....	7–25
David Brodesser, Sonja Strunk	Der Fachinformationsdienst Soziologie .....	26–34
Symposium	Soziologie und Schule .....	35–73
Joachim Fischer, Clemens Albrecht	Soziologie als »Sozioprudenz« .....	74–83
Jo Reichertz	Wer erbringt hier die Leistung? .....	176–186
Autorenkollektiv	Aktuelle Herausforderungen der Wissenschafts- und Hochschulforschung .....	187–203
Jürgen H.P. Hoffmeyer-Zlotnik	Was zeichnet eine kumulative Dissertation in den Sozialwissenschaften aus? .....	302–314

**DGS-Nachrichten**

	Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Call zu den Plenarveranstaltungen auf dem 39. Kongress der DGS 2018 in Göttingen .....	84–92
	Ausgeschriebene Preise .....	93–95
	Wichtige Termine im Überblick .....	96
	In eigener Sache: Notizen zur Leser- und Leserinnenumfrage 2017 .....	204–209
DGS-Vorstand	Stellungnahme der DGS zur Gründung einer »Akademie für Soziologie« .....	315–317
Nicole Burzan	E-Mail-Brief der Vorsitzenden zu den Ausführungsbestimmungen der Wahl- und Verfahrensordnung .....	318–319
	Ausführungsbestimmungen »Nominierungsverfahren« .....	320–321
	Great Transformation: Die Zukunft moderner Gesellschaften. Vorankündigung der 2. Regionalkonferenz der DGS .....	322
Klaus Dörre, Hartmut Rosa, DGS-Vorstand	Great Transformation. Themenpapier zur 2. Regionalkonferenz der DGS .....	482–489
	Veränderungen in der Mitgliedschaft .....	97–99 210–211 323–326 490–494

**Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen**

<i>Sektion</i> Arbeits- und Industriesoziologie .....	327–329
<i>Sektion</i> Biographieforschung .....	212–214
.....	330–333
<i>Sektion</i> Familiensoziologie .....	215–217
<i>Sektion</i> Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie .....	495–497
<i>Sektion</i> Jugendsoziologie .....	100–103
<i>Sektion</i> Kulturosoziologie .....	217–220
.....	333–336

<i>Sektion</i> Methoden der empirischen Sozialforschung .....	103–106
<i>Sektion</i> Migration und ethnische Minderheiten .....	106–109
<i>Sektion</i> Politische Soziologie .....	336–339
<i>Sektion</i> Professionssoziologie .....	109–112
<i>Sektion</i> Soziale Indikatoren .....	339–342
<i>Sektion</i> Soziale Probleme und soziale Kontrolle .....	342–345
<i>Sektion</i> Soziologie der Kindheit .....	220–223
<i>Sektion</i> Soziologische Theorie .....	112–115
<i>Sektion</i> Wissenssoziologie .....	497–500
<i>Arbeitskreis</i> Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen .....	346–348
<i>Arbeitskreis</i> Gewalt als Problem der soziologischen Theorie .....	349–351
<i>Arbeitskreis</i> quantitative Religionsforschung .....	223–226

## Nachrichten aus der Soziologie

	Habilitationen .....	122, 235, 372, 509
Hartmut Esser, Claudia Diehl, Ulrike Schwabe	In memoriam Volker Stocké .....	116–120
	ASI-Nachwuchspreis 2018 .....	121–122
Reinhard Wittenberg, Peter Lütke-Bornefeld, Werner Raub	In memoriam Günter Büschges .....	227–230
Bernhard Schäfers	In memoriam Horst Baier .....	231–235
Karin Gottschall	In memoriam Martin Baethge .....	352–355
Georg Vobruba	In memoriam Heiner Ganßmann .....	356–360
Ulrich Mückenberger	In memoriam Stephan Leibfried .....	361–366
Annette von Alemann	In memoriam Mechtild Oechsle .....	367–370
	Förderpreis für Dissertationen der Sektion Migration und ethnische Minderheiten .....	371
Anton Sterbling	In memoriam Bálint Balla .....	501–503
Wolfgang Glatzer	In memoriam Wolfgang Zapf .....	504–508

**Autorinnen- und Autorenverzeichnis**

Alber-Armenat, Ina .....	403–422	Hamann, Julian .....	187–203
Albrecht, Clemens .....	74–83	Hedtke, Reinhold .....	70–73
Arránz Becker, Oliver .....	215–217	Henkel, Anna .....	217–220
Baur, Nina .....	439–461	Hoffmeyer-Zlotnik, J.H.P. ....	302–314
Bechert, Insa .....	223–226	Hölscher, Michael .....	187–203
Behrens, Kathrin .....	223–226	Hülsmann, Ines .....	187–203
Betz, Tanja .....	220–223	Jacobi, Alexandra .....	342–345
Bieletzki, Nadja .....	187–203	Kaldewey, David .....	187–203
Birkner, Ines .....	43–46	Karstein, Uta .....	333–336
Bloch, Roland .....	187–203	Keller, Reiner .....	35–38
Boatcă, Manuela .....	423–438	Keysers, Verena .....	112–115
Bogusz, Tanja .....	143–156	Kiefer, Roman .....	157–175
Braun, Andreas .....	112–115	Knoblauch, Hubert .....	439–461
Brodesser, David .....	26–34	Kosmützky, Anna .....	187–203
Burzan, Nicole .....	318–319	Krüger, Anne K. ....	187–203
Çakır-Kılıçoğlu, Sevil .....	330–333	Kuhnt, Anne-Kristin .....	215–217
Cyrus, Norbert .....	106–109	Lübke, Christiane .....	339–342
Dabrowski, Simon .....	336–339	Lütke-Bornefeld, Peter .....	227–230
Daniel, Antje .....	495–497	Mau, Steffen .....	273–283
Deger, Petra .....	46–50	Mayer, Alexander .....	187–203
Delhey, Jan .....	339–342	Meier, Frank .....	187–203
Delitz, Heike .....	333–336	Menold, Natalja .....	103–106
Diehl, Claudia .....	116–120	Meyenberg, Ida .....	497–500
Dörre, Klaus .....	482–489	Mrowczynski, Rafael .....	109–112
Dunkel, Wolfgang .....	327–329	Mückenberger, Ulrich .....	361–366
Emrich, Eike .....	7–25	Müller, Hans-Peter .....	462–476
Esser, Hartmut .....	116–120	Müller, Ruth .....	187–203
Eulenbach, Marcel .....	100–103	Müller, Stefan .....	60–65
Farzin, Sina .....	423–438	Nassehi, Armin .....	292–301
Fischer, Joachim .....	74–83	Negnal, Dörte .....	342–345
Flink, Tim .....	187–203	Nienhaus, Christoph .....	497–500
Franzen, Martina .....	187–203	Panzer, Christoph .....	157–175
Fürtig, Inka .....	220–223	Polat, Ayça .....	106–109
Fürtjes, Oliver .....	51–56	Pollmann-Schult, Matthias ....	215–217
Gassmann, Freya .....	7–25	Porsché, Yannick .....	349–351
Gerharz, Eva .....	495–497	Pries, Ludger .....	477–481
Gericke, Erika E. ....	212–214	Priester, Stefan 187–203 .....	187–203
Glatzer, Wolfgang .....	504–508	Raab, Marcel .....	215–217
Go, Julian .....	423–438	Raub, Werner .....	227–230
Gottschall, Karin .....	352–355	Reichertz, Jo .....	176–186
Graf, Angela .....	187–203	Reinhart, Martin .....	187–203
Grunow, Daniela .....	284–291	Ritter, Sabine .....	66–69

Rödder, Simone .....	187–203	Sterbling, Anton .....	501–503
Römer, Oliver .....	403–422	Stiller, Edwin .....	39–42
Rosa, Hartmut .....	482–489	Strunk, Sonja .....	26–34
Sammet, Kornelia .....	333–336	Villa, Paula-Irene .....	273–283
Sangalli, Lucas Cé .....	330–333	Vobruba, Georg .....	356–360
Schäfers, Bernhard .....	231–235	von Alemann, Annette .....	367–370
Scheid, Claudia .....	109–112	Wagner, Fabian .....	56–60
Schnabel, Annette .....	223–226	Weinbrenner, Hannes .....	157–175
Schneickert, Christian .....	187–203	Wittenberg, Reinhard .....	227–230
Schwabe, Ulrike .....	116–120	Wolbring, Tobias .....	103–106
Sebald, Gerd .....	346–346	Wuopulos, Katharina .....	349–351
Serrano-Velarde, Kathia .....	187–203	Zurstrassen, Bettina .....	70–73

Bitte berücksichtigen Sie bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung. Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

**Fußnoten** nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

**Literaturhinweise im Text** durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17).

Bei *zwei AutorInnen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr AutorInnen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

*Mehrere Titel pro AutorIn* und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

**Literaturliste am Schluss des Manuskriptes:** Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je AutorIn nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren AutorInnen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

*Bücher:* Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

*Zeitschriftenbeiträge:* Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

*Beiträge aus Sammelbänden:* Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Im Literaturverwaltungsprogramm **Citavi** können Sie unseren **Zitationsstil** »Soziologie – Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie« nutzen.

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx **per e-mail** an die Redaktion der Soziologie.

Für **Sektionsberichte** beachten Sie bitte, dass einzelne Tagungsberichte 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollten. Für Jahresberichte stehen max. 15.000 Zeichen zur Verfügung.



Tine Haubner / Tilman Reitz (Hrsg.)

## Marxismus und Soziologie

Klassenherrschaft, Ideologie und kapitalistische Krisendynamik

Arbeitsgesellschaft im Wandel, 2018, 276 Seiten, broschiert  
€ 29,95; ISBN 978-3-7799-3054-9; Auch als **E-Book** erhältlich

Der Band versammelt Beiträge zur soziologischen Aktualität an Marx anschließender Theorie und Gesellschaftsanalyse. Sie gehen der Frage nach, in welcher Weise zentrale Themen der Gegenwart wie soziale Ungleichheit, die Krise der Reproduktion, Umweltzerstörung oder digitale Technologien mithilfe marxistischer Analysewerkzeuge erschlossen werden können.



Alexandra Scheele / Stefanie Wöhl (Hrsg.)

## Feminismus und Marxismus

Arbeitsgesellschaft im Wandel, 2018, 250 Seiten, broschiert,  
€ 29,95; ISBN 978-3-7799-3052-5; Auch als **E-Book** erhältlich

Anlässlich des 200. Geburtstages von Karl Marx gibt dieser Band einen Einblick in aktuelle feministische Auseinandersetzungen mit seinen kapitalismuskritischen Schriften. Es werden das schwierige Verhältnis zwischen Marxismus und Feminismus ebenso reflektiert wie Perspektiven für die Weiterarbeit entwickelt.



Helga Zeiher

## Zeit und alltägliche Lebensführung

Ein Prozessmodell zur Erforschung der Handlungsgenese

Aus der Zusammenarbeit mit Hartmut J. Zeiher, 2017, 206 Seiten,  
brochiert, € 17,95; ISBN 978-3-7799-3632-9; Auch als **E-Book** erhältlich

Wie entsteht alltägliche Lebensführung in unserer Gesellschaft? Das hier vorgestellte Prozessmodell besteht in einem theoretischen Konzept des Zusammenhangs von Handeln und Zeit sowie einer darauf basierenden qualitativen empirischen Forschungsmethodik.